

Edgar Allan Poe
„SELTSAME GESCHICHTEN“
2



Inhaltsangabe

Die Rache des Zwerges – S.4
Der alte Mann mit dem Geierauge - S.23
Der gestohlene Brief – S.37
Bericht über den Fall Valdemar – S.64
William Wilson – S.83
Ligeia - S. 119

Januar 2020
mit 67 Illustrationen von Bastian Clevé
1 Kinderzeichnung von Marietta Clevé (S. 132)

*Bastian Clevé, Münsinger Weg 3, 71686 Remseck, www.bastiancleve.com,
bastian.cleve@gmx.de 0176 51690715*



Die Rache des Zwerges

Es gab wohl kaum einen Menschen, der so sehr einen lustigen Spaß liebte wie der König. Er ging förmlich darin auf, und wer ihm einen guten Witz recht übermütig zu erzählen wusste, der war sicher, seine Gunst zu gewinnen. Daher kam es auch, dass seine sieben Minister alle ausgezeichnete Spaßmacher waren. Aber nicht nur in ihrer Vorliebe für lustige Scherze glichen sie dem König, sondern auch in ihrer schweren, fettigen Wohlbeleibtheit. Ob nun die Menschen dick werden durch das Lachen, oder ob die Dicken eine natürliche Veranlagung zur Lustigkeit haben, jedenfalls ist ein magerer Spaßvogel eine seltene Sache.



Aus feineren, geistvollen Witzen machte sich der König aber gar nichts. Er hatte eine Vorliebe für das Derbe, und eher ließ er sich eine allzulange als eine spitzfindige Geschichte erzählen, denn alles Feine ermüdete ihn. Er würde Rabelais Gargantua dem Zadig Voltaires entschieden vorgezogen haben, wie überhaupt ein toller Streich, den er mit ansehen konnte, seinem Geschmack mehr behagte als eine nur erzählte Geschichte.

Zu der Zeit, in der diese Erzählung spielt, gab es an den Höfen noch berufsmäßige Spaßmacher. Gerade die größeren Potentaten legten noch Wert darauf, einen Hofnarren zu halten, der in einem buntscheckigen Gewand und mit einer Schellenkappe herumlief und als Entgelt für die Brosamen, die von der Königs Tisch fielen, zu jeder Zeit und auf den leisesten Wink mit scharfen Witzen aufwarten musste.

Unser König hatte natürlich auch seinen Hofnarren. Er brauchte, wie er sagte, etwas Verrücktes – schon als Gegengewicht gegen die tiefe Weisheit seiner sieben klugen Minister – um von seiner eigenen Weisheit gar nicht zu reden.

Sein Narr oder berufsmäßiger Spaßmacher war aber nicht nur ein Narr, er war, was ihm in den Augen des Königs einen dreifachen Wert gab, zugleich auch ein Zwerg und ein Krüppel.

Zwerg gab es in jenen Zeiten an den Höfen ebenso häufig als Hofnarren, und manchem Monarchen würde es schwer gefallen sein, die Zeit totzuschlagen, die ja an den Höfen langsamer verlief als anderswo, ohne einen Spaßmacher, mit dem er lachen konnte, und einen Zwergen, über den er lachte. Aber, wie schon vorhin gesagt, in neunundneunzig von hundert Fällen

sind die Spaßmacher fette, runde und plumpe Gesellen, so dass unser König sich schon etwas darauf einbilden konnte, in Hoppfrosch einen dreifachen Schatz in einer Person zu besitzen.



Der Name Hoppfrosch war dem Zwerge natürlich nicht von seinen Paten bei der Taufe gegeben worden, er hatte ihn nach gemeinsamer Beratung der sieben Minister erhalten, und zwar wegen seiner Unfähigkeit, wie andere Menschen zu gehen. Hoppfrosch konnte sich

tatsächlich nur ruckweise vorwärts bewegen. Seine Gangart war ein abwechselndes Springen und Rutschen, das dem König ein unbegrenztes Vergnügen bereitere und ihn vor allem auch tröstete. Denn der König konnte gegen ihn trotz seines vorspringenden Bauchs und seines Wasserkopfes immer noch für eine stattliche Figur gelten.

Aber obgleich sich Hoppfrosch infolge der Missbildung seiner Beine nur mühsam und schwer auf ebener Erde bewegen konnte, so befähigte ihn eine erstaunliche Muskelkraft seiner Arme, die ihm die Natur als Entgelt für die Minderwertigkeit seiner unteren Glieder gegeben hatte, zu einer wundervollen Fertigkeit im Klettern, sobald er nur einen Strick, einen Baum oder sonst etwas Ersteigbares fand. Bei solchen Kunststücken glich er mehr einem Eichhörnchen oder einem kleinen Affen als einem Frosch.

Es war nicht genau bekannt, aus welchem Lande Hoppfrosch stammte. Es musste aber sicherlich eine barbarische Gegend sein, von der niemand je etwas gehört hatte, und die weit entfernt vom Hof und seinem König lag.

Hoppfrosch und ein junges Mädchen, das fast gerade so zwerghaft klein wie er selber, aber von zartestem Ebenmaß war und wundervoll tanzen konnte, hatte man mit Gewalt aus ihrer Heimat geraubt und verschleppt, und später waren die beiden dem Könige von einem seiner siegreichen Generale als Geschenk zugesandt worden.

Unter solchen Umständen kam es ganz von selbst, dass zwischen den beiden kleinen Gefangenen eine große Vertrautheit entstand, und sie wurden bald geschworene Freunde. Hoppfrosch, der trotz seiner vielen Fähigkeiten nicht sehr beliebt war, konnte Trippetta keine großen Dienste erweisen. Aber sie wurde, trotzdem sie

Zwergin war, wegen ihrer Grazie und zarten Schönheit allgemein bewundert und gehätschelt. Dadurch besaß sie einen bedeutenden Einfluss und verfehlte nie, so oft sie es konnte, ihn zugunsten von Hoppfrosch zu verwenden.



Bei irgendeiner grossen Staatsaktion beschloss nun der König, eine Maskerade abzuhalten, und jedesmal, wenn ein Maskenfest oder etwas ähnliches bei Hofe stattfand,

dann spielten natürlich Hoppfroschs und Trippettas Talente die Hauptrolle. Besonders war Hoppfrosch so erfinderisch in neuen Ideen für Prunkaufzüge und in Kostümen für die Maskenbälle, dass nichts ohne seine Mitwirkung geschehen konnte.

Der für das Fest bestimmte Abend war gekommen. Einen prächtigen Saal hatte man unter Trippettas Leitung mit allem Zierrat geschmückt, der auf einem Maskenball Eindruck machen konnte. Der ganze Hof befand sich in fieberhafter Erwartung. Was die Maskenkostüme anging, so war darüber wohl sicher jeder zu einem Entschluss gekommen.

Manche wussten schon seit Wochen, welche Rolle sie spielen wollten, und es bestand darüber nirgendwo mehr ein Zweifel – als nur noch bei dem König und bei seinen sieben Ministern. Warum sie sich eigentlich nicht entscheiden konnten, war unklar. Vielleicht waren sie zu scherzhaft gestimmt, oder, was wahrscheinlicher ist, sie fanden es bei ihrer Korpulenz schwierig, überhaupt einen Entschluss zu fassen. Jedenfalls verging darüber die Zeit, und als sie sich nicht mehr zu helfen wussten, ließen sie Trippetta und Hoppfrosch holen.

Die beiden kleinen Freunde gehorchten dem Befehl des Königs und fanden ihn mit den sieben Mitgliedern des Kabinettsrats bei Wein sitzen, aber er schien in sehr schlechter Laune zu sein. Er wusste, dass Hoppfrosch den Wein nicht liebte, denn dieser erregte den armen Krüppel fast bis zum Wahnsinn, und Wahnsinn ist kein angenehmes Gefühl. Aber der König liebte nun einmal derbe Scherze, und darum machte es ihm Vergnügen, Hoppfrosch zu zwingen, sich zu betrinken und, wie der König es nannte, lustig zu sein.



»Komm her, Hoppfrosch«, rief er, als der Hofnarr und seine Freundin in das Zimmer traten. »Schluck diesen Humpen auf das Wohl deiner fernen Freunde« – hier seufzte Hoppfrosch – »und dann gib uns eine Probe deiner Erfindungsgabe. Wir brauchen Charaktermasken

– etwas ganz Neues, noch nie Dagewesenes. Wir haben es satt, immer wieder dasselbe zu sehen. Los, trink! Der Wein wird deinen Verstand schärfen.«

Hoppfrosch versuchte, wie gewöhnlich, mit einem Scherz auf die Worte des Königs zu erwidern, aber es gelang ihm nicht. Er hatte zufällig gerade Geburtstag, und der Befehl, auf das Wohl seiner fernen Freunde zu trinken, trieb ihm die Tränen in die Augen. Manche schweren und bitteren Tropfen fielen in den Pokal, als er ihn demütig aus der Hand des Tyrannen entgegennahm.

»Aha«, brüllte lachend der König, als der Zwerg widerstrebend den Becher leerte. »Sieh mal, was ein Glas guten Weines vermag! Deine Augen beginnen schon zu leuchten.«

Der arme Bursche! Seine großen Augen glühten mehr als sie leuchteten, denn die starke Wirkung, die der Wein auf sein erregbares Gehirn ausübte, trat fast unmittelbar ein. Zitternd stellte er den Pokal auf den Tisch und stierte mit einem halbwahnsinnigen Blick auf die Anwesenden. Sie schienen alle höchst belustigt zu sein über den Erfolg, den der Spaß des Königs hatte.

»Und nun ans Geschäft«, sagte der erste Minister, ein sehr dicker Mann.

»Ja«, meinte der König, »also, Hoppfrosch, du musst uns helfen. Charaktermasken, mein lieber Freund! Wir brauchen Charakter – wie alle – ha, ha, ha!« Und da das sicherlich ein Witz sein sollte, brachen alle sieben in das gleiche Lachen aus. Hoppfrosch lachte ebenfalls, obgleich nur schwach und etwas zerstreut.

»Also los«, rief der König ungeduldig, »fällt dir nichts ein?«

»Ich bemühe mich, etwas Neues auszudenken«, antwortete der Zwerg ausdruckslos, denn er war ganz verwirrt von dem Wein.

»Du bemühst dich?« schrie der Tyrann wütend. »Was willst du damit sagen? Ah, ich verstehe. Du bist missgestimmt und brauchst mehr Wein. Hier, trink dies!« Und er füllte von neuem den Pokal und bot ihn dem Krüppel an, der ihn, nach Luft schnappend, anstarrte. »Trink, sage ich!« brüllte setzt der Unhold, »oder beim höllischen Feind –«

Der Zwerg zauderte, und der König wurde rot vor Wut. Die Höflinge grinsten. Trippetta aber, bleich wie der Tod, trat vor des Königs Stuhl und fiel auf die Knie, indem sie um Schonung für ihren Freund flehte.

Der Tyrann betrachtete sie, außer sich vor Erstaunen über ihre Kühnheit, einige Augenblicke. Er schien nicht recht zu wissen, was er tun oder sagen sollte, um seinem Unwillen Ausdruck zu geben. Schließlich stieß er sie, ohne eine Silbe zu sprechen, heftig zurück und goss ihr den Inhalt des vollen Humpens ins Gesicht. Das arme Mädchen erhob sich, so gut sie es vermochte, und ohne nur einen Seufzer zu wagen, nahm sie wieder ihren früheren Platz unten am Tisch ein.

Eine halbe Minute lang herrschte ein tödliches Schweigen, während dessen man das Fallen eines Blattes oder einer Feder gehört hätte. Es wurde durch einen leisen, aber scharfen und knirschenden Ton unterbrochen, der aus jeder Ecke des Zimmers zugleich zu kommen schien.

»Was – was machst du da für ein Geräusch?« fragte der König, indem er sich wütend nach dem Zwerge wandte.

Dieser schien sich jetzt ganz von seiner Trunkenheit erholt zu haben und sah fest und ruhig dem Tyrannen ins Gesicht, wobei er gleichmütig sagte:

»Ich – ich? Wie könnte ich das gewesen sein?«

»Das Geräusch schien von draußen zu kommen«, bemerkte einer der Höflinge. »Ich glaube, es war der

Papagei am Fenster, der seinen Schnabel an den Drähten des Käfigs wetzte.«

»So war es«, sagte der König, als beruhigte ihn diese Erklärung sehr. »Aber bei meiner Ritterehre, ich hätte schwören mögen, dieser Vagabund habe mit den Zähnen geknirscht.«

Jetzt lachte der Zwerg (der König war ein viel zu großer Freund von Späßen, um je an einem Lachen Anstoß zu nehmen) und zeigte zwei Reihen großer, fester und sehr grimmiger Zähne. Auch erklärte er sich gern bereit, so viel Wein zu trinken, wie man von ihm verlangte. Der Monarch war beruhigt, und Hoppfrosch, der einen frischen Humpen ohne bemerkbare üble Wirkung herunterschluckte, beschäftigte sich sofort und sehr verständig mit dem Plan zur Maskerade.

»Ich weiß nicht, was mich darauf brachte«, bemerkte er sehr ruhig, und als ob er nie in seinem Leben Wein getrunken hätte, »aber gerade, als Eure Majestät das Mädchen geschlagen und ihr den Wein ins Gesicht geschüttet hatten – gerade als Eure Majestät dies getan hatten, und der Papagei draußen vor dem Fenster dieses seltsame Geräusch machte, fiel mir etwas Großartiges ein. Es handelte sich um einen lustigen Gebrauch aus meiner Heimat, den wir dort bei unsern Maskeraden oft ausübten und der hier etwas ganz Neues sein wird. Unglücklicherweise gehören aber acht Personen dazu, und –«

»Das sind wir ja«, rief der König und lachte über seine scharfsinnige Entdeckung dieser Zufälligkeit. »Wir sind genau acht – ich und meine sieben Minister. Weiter, wie ist es mit dem Spaß?«

»Wir nennen ihn«, antwortete der Krüppel, »die acht aneinandergelockten Orang-Utangs, und es gibt wirklich einen ausgezeichneten Spaß, wenn man die Sache richtig spielt.«

»Wir wollen sie schon spielen«, bemerkte der König, indem er sich in die Brust warf und seine Augen zusammenkniff.

»Der Haupteffekt bei dem Spaß«, fuhr Hoppfrosch fort, »liegt in dem Schreck, der dabei den Damen eingeflößt wird.«

»Großartig!« brüllten der König und seine Minister im Chor.

»Ich werde Sie als Orang-Utans verkleiden«, sagte der Zwerg weiter. »Sie können das mir überlassen. Die Ähnlichkeit soll so täuschend sein, dass die ganze Festgesellschaft Sie für richtige Tiere halten und natürlich in einen heillosen Schrecken geraten wird.«

»O, das wird eine prächtige Geschichte«, rief der König.

»Hoppfrosch, ich werde einen Mann aus dir machen.«

»Die Ketten dienen dazu, durch ihr Klirren die Verwirrung zu steigern. Es soll aussehen, als seien Sie gemeinsam Ihren Wärtern entflohen. Eure Majestät können sich kaum den Eindruck vorstellen, den das plötzliche Erscheinen von acht aneinandergesetzten Orang-Utans in einer Maskengesellschaft macht, besonders, wenn die meisten sie für echte Bestien halten, die nun mit wilden Schreien durch eine Menge elegant und vornehm gekleideter Männer stürmen. Der Kontrast ist wundervoll.«

»Er muss es sein!« sagte der König und brach mit seinen Ministern auf, um Hoppfroschs Idee eiligst in die Wege zu setzen, denn es wurde langsam spät.

Die Art, wie der Zwerg die Gruppe als Orang-Utans verkleidete, war sehr einfach und doch sehr wirkungsvoll. Zu jener Zeit hatte man solche Tiere schwerlich schon einmal in einem zivilisierten Lande gesehen, und da die Verkleidung, die der Zwerg herrichtete, einen ziemlich bestialischen und jedenfalls furchterweckenden

Eindruck erzielte, so hielt man ihr Aussehen für naturgetreu genug.

Zunächst wurden der König und seine Minister in enganliegende, baumwollene Hemden und Hosen gekleidet. Diese wurden dann mit Teer überstrichen. Einer von der Gruppe schlug jetzt das Ankleben von Federn vor, aber der Zwerg verstand es, diese Idee ihnen sofort auszureden, indem er sie alle acht durch den Augenschein davon überzeugte, dass nichts so sehr das Fell eines Orang-Utans vortäuschen könnte als Flachs. Dieses wurde also in dicken Lagen auf den Teer geklebt und dann eine lange Kette geholt. Diese wurde zuerst um die Taille des Königs geschlungen und fest verknotet, dann kamen die andern der Reihe nach daran, und als sie alle gefesselt waren, bildeten sie, wenn sie sich, soweit sie konnten, voneinander stellten, einen großen Kreis.

Um nun alles so natürlich wie möglich zu machen, befestigte Hoppfrosch die beiden Kettenenden noch kreuzweise als Durchmesser durch den Kreis, gerade so wie man heute in Borneo gefangene Schimpansen und andere große Affen fesselt. Der große Saal, in der die Maskerade stattfinden sollte, war rund gebaut und sehr hoch, und das Tageslicht konnte nur durch ein einziges Fenster oben in der Spitze hereinströmen. Bei Nacht – und für diese Zeit war ja der Raum eigentlich gebaut – wurde er in der Hauptsache durch einen großen Kronleuchter erhellt, der an einer Kette von der Mitte des Deckenfensters herabhing und, wie gewöhnlich bei solchen Lampen, durch ein Gegengewicht auswärts und abwärts gezogen werden konnte. Doch hatte man des besseren Aussehens halber dieses Gegengewicht außerhalb der Kuppel auf dem Dach angebracht.

Die Ausstattung des Raumes war der Oberaufsicht Trippe-ttas überlassen worden, aber in gewissen Einzel-

heiten hatte sie sich, wie es schien, nach dem ruhigeren Urteil ihres Freundes, des Zwerges gerichtet. Auf seinen Rat war bei dieser Gelegenheit der Kronleuchter entfernt worden. Das Herabfallen von Wachstropfen, das bei einem so warmen Wetter nicht zu verhindern war, konnte der kostbaren Kleidung der Gäste leicht verhängnisvoll werden, sobald diese in die Mitte des Saales und damit unter den Kronleuchter kamen. Dafür waren an verschiedenen Stellen, wo sie nicht im Wege standen, Armleuchter aufgestellt, und in die Hand jeder Karytide, die die Wand stützte – es waren ihrer wohl fünfzig oder sechzig – hatte man eine wohlriechende Fackel gesteckt.

Auf den Rat Hoppfroschs warteten die acht Orang-Utans mit ihrem Eintritt in den Saal geduldig bis Mitternacht, da dann die Zahl der Gäste am größten sein würde. Kaum aber hatte die Uhr zu schlagen aufgehört, da stürzten oder vielmehr purzelten sie alle zusammen hinein, denn durch die Ketten waren sie natürlich in ihrer Bewegung gehindert, so dass einer über den andern stolperte.

Das Entsetzen der Maskengesellschaft war ungeheuer, was dem König großen Spaß machte. Wie man erwartet hatte, gab es nicht wenige Gäste, die die gefährlich aussehenden Geschöpfe wirklich für wilde Tiere irgend welcher Art, wenn nicht gar für Orang-Utans hielten. Viele Frauen fielen vor Schreck in Ohnmacht, und wenn der König nicht so vorsichtig gewesen wäre, alle Waffen aus dem Festsaal entfernen zu lassen, dann hätte der Spaß der Acht vielleicht ein blutiges Ende gefunden. So aber stürzte alles nach den Türen. Doch diese waren auf Befehl des Königs unmittelbar nach seinem Eintritt verschlossen, und die Schlüssel waren auf Rat des Zwerges diesem anvertraut worden.



Inzwischen stieg nun der Aufruhr aufs höchste, und jeder aus der Maskengesellschaft dachte nur an seine eigene Sicherheit, weil ja bei dem starken Drängen der kopflos gewordenen Menge viel wirkliche Gefahr vorlag.

Daher bemerkte niemand, dass die Kette, an der der Kronleuchter sonst gehangen, und die man jetzt nach oben gezogen hatte, sich ganz langsam wieder herabzusenken begann, bis der große Haken an ihrem Ende nur noch drei Fuß über dem Fußboden schwebte. Kurz danach befanden sich der König und seine sieben Freunde, die inzwischen immerzu nach allen Richtungen durch den Saal getaumelt waren, gerade in der Mitte des Saales und damit gerade unter der Kette. Diese Gelegenheit benutzte der Zwerg, der ihnen dicht auf dem Fuße gefolgt war und sie fortwährend zum Umherlaufen angereizt hatte. Er fasste ihre eigene Kette dort, wo sie kreuzweise übereinander ging, und legte sie blitzschnell in den Haken, an dem sonst der Kronleuchter gehangen hatte. Im selben Augenblick wurde auch schon die Kronleuchterkette von unsichtbarer Hand soweit in die Höhe gezogen, dass man den Haken nicht mehr erfassen konnte. Die Orang-Utans gerieten so dicht aneinander und standen Gesicht neben Gesicht gerade in der Mitte. Inzwischen hatte sich die Maskengesellschaft in gewissem Maße von ihrem Schreck erholt. Sie begann nun die ganze Sache als einen wohl vorbereiteten Scherz zu betrachten und brach über die komische Lage, in der sich die Affen befanden, in ein lautes Gelächter aus. »Überlasst sie mir!« schrie jetzt Hoppfrosch, und seine schrille Stimme übertönte allen Lärm. »Überlasst sie mir. Ich glaube, ich kenne sie. Ich brauche sie nur einmal näher zu betrachten und kann dann bald sagen, wer sie sind.« Hiermit schwang er sich über die Köpfe der Menge, bis er an die Wand geriet, riss dort aus der Hand einer Karyatide die Fackel und gelangte auf dieselbe Art wieder in die Mitte des Saales. Dann aber sprang er mit der Gelenkigkeit eines Affen auf den Kopf des Königs und kletterte von da ein paar Fuß hoch die Kette

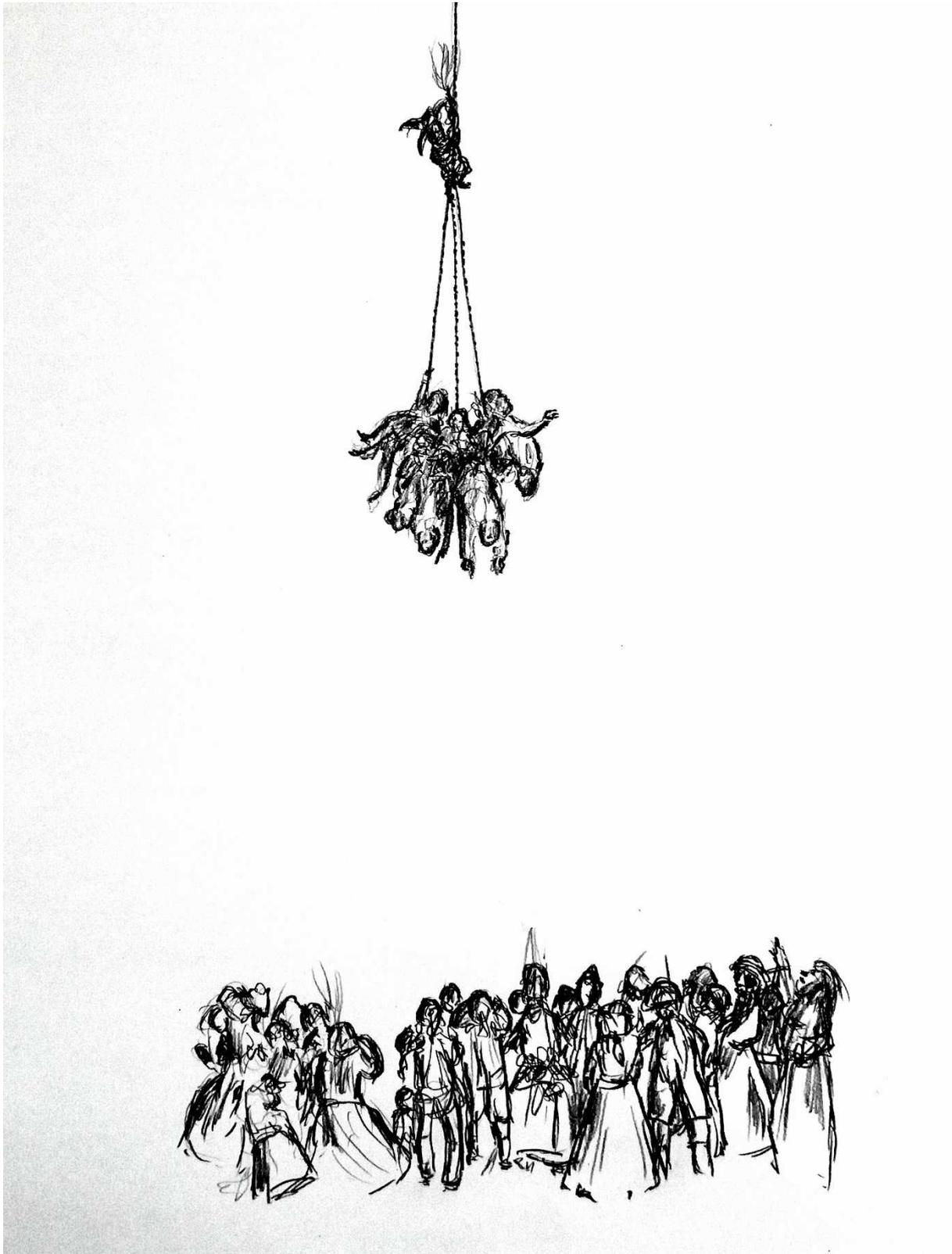
hinauf, wobei er die Fackel hinabhielt, wie um die Orang-Utan-Gruppe genauer zu betrachten, und noch immer schrie: »Ich werde es bald heraushaben, wer sie sind.«

Plötzlich, während die ganze Gesellschaft, die Affen mit eingeschlossen, immer krampfhafter lachten, stieß der Spaßmacher einen schrillen Pfiff aus, und im gleichen Augenblick flog die Kette mit einem Ruck ungefähr dreißig Fuß nach oben. Dabei wurden die entsetzten und zappelnden Orang-Utans mitgerissen, so dass sie jetzt zwischen dem Deckenfenster und dem Fußboden in der Luft schwebten. Hoppfrosch, der die Kette nicht losgelassen hatte, schwebte noch immer in gleichem Abstand über den acht Verkleideten, und fuhr fort, als sei nichts geschehen, seine Fackel nach ihnen hinabzustrecken, als wollte er auch jetzt noch herausfinden, wer sie wären.

Die Festgesellschaft war über das plötzliche Emporschweben so grenzenlos erstaunt, dass eine Minute lang ein tiefes Schweigen folgte. Dieses wurde durch denselben leisen, aber scharfen und knirschenden Ton unterbrochen, der vorher dem König inmitten seiner Minister so aufgefallen war, als er Trippetta den Wein ins Gesicht gegossen hatte. Aber diesmal war es nicht zweifelhaft, woher dieser Ton stammte. Er kam von dem Raubtiergebiss des Zwergen, der mit den Zähnen knirschte und mit schäumendem Mund und von wahn sinniger Wut entstellten Zügen in die aufwärts gerichteten Gesichter des Königs und seiner sieben Genossen starrte.

»Aha«, rief endlich der rasende Hofnarr. »Aha! Jetzt sehe ich endlich, wer diese Leute sind!« Und wie wenn er jetzt den König noch genauer betrachten wollte, hielt er die Fackel an die Flachsschicht, die ihn rings umgab, und die sich sofort in eine hellloodernde Flamme verwandelte. In weniger als einer halben Minute bildeten

die acht Orang-Utans ein einziges Feuermeer, während die Menge, die sie von unten betrachtete, entsetzt aufschrie, aber nicht imstande war, ihnen auch nur die geringste Hilfe zu leisten.



Als die Flammen, deren Glut sich plötzlich verstärkte, den Hofnarren zwangen, an der Kette höher hinaufzuklettern, fiel die Menge von Neuem in kurzes Schweigen. Diese Gelegenheit benutzte der Zwerg, um noch einmal zu sprechen.»Ich sehe jetzt deutlich«, sagte er, »welcher Art diese Maskierten sind. Es sind ein großer König und seine sieben geheimen Räte. Ein König, der sich nicht schämte, ein schutzloses Mädchen zu schlagen, und sieben Räte, die ihm dabei zjubelten. Ich aber bin nur Hoppfrosch, ein gewöhnlicher Hofnarr – und dies ist mein letzter Spaß.«

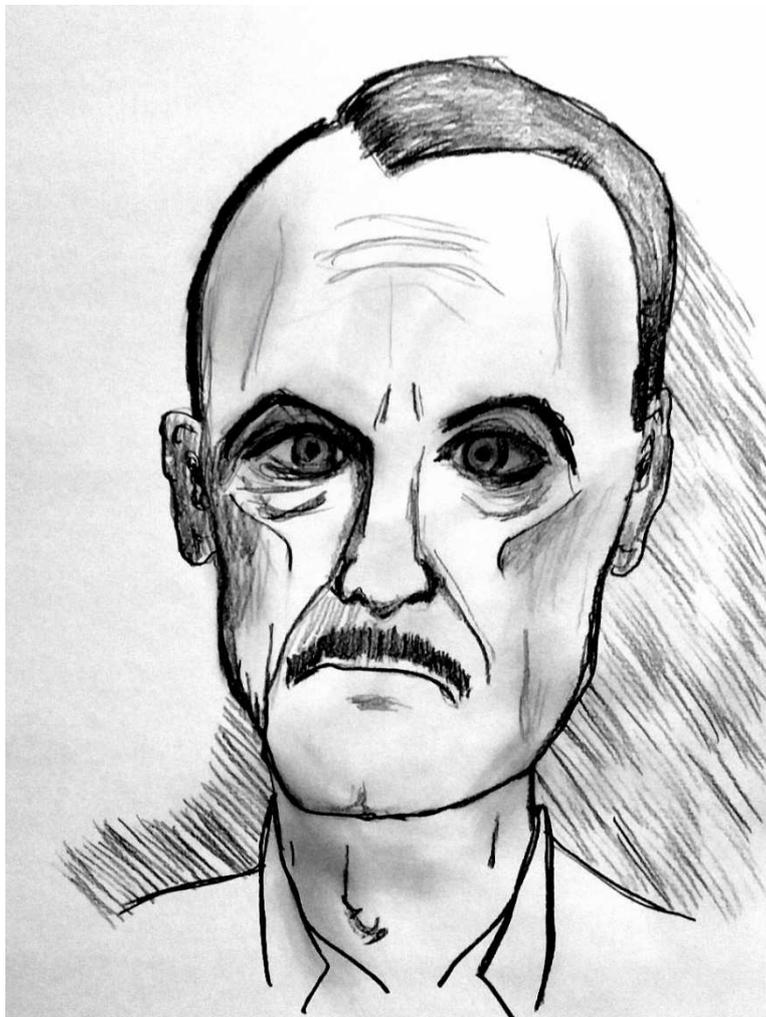
Der Zwerg hatte kaum diese Worte gesprochen, als auch schon infolge der leichten Entzündbarkeit sowohl des Flachses wie des Teers das Werk seiner Rache vollendet war. Die acht Leichen hingen in ihren Ketten, eine schwärzliche, qualmende, widerliche und formlose Masse. Der Krüppel schleuderte seine Fackel auf sie hinab, kletterte gewandt zur Decke empor und verschwand durch das Lichtfenster.

Wahrscheinlich hatte sich Trippetta inzwischen auf dem Dach des Festsaales aufgehalten und ihrem Freund bei seiner furchtbaren Rache geholfen. Die beiden mögen wohl zusammen in ihre Heimat entkommen sein, denn man hat nie wieder von ihnen gehört.



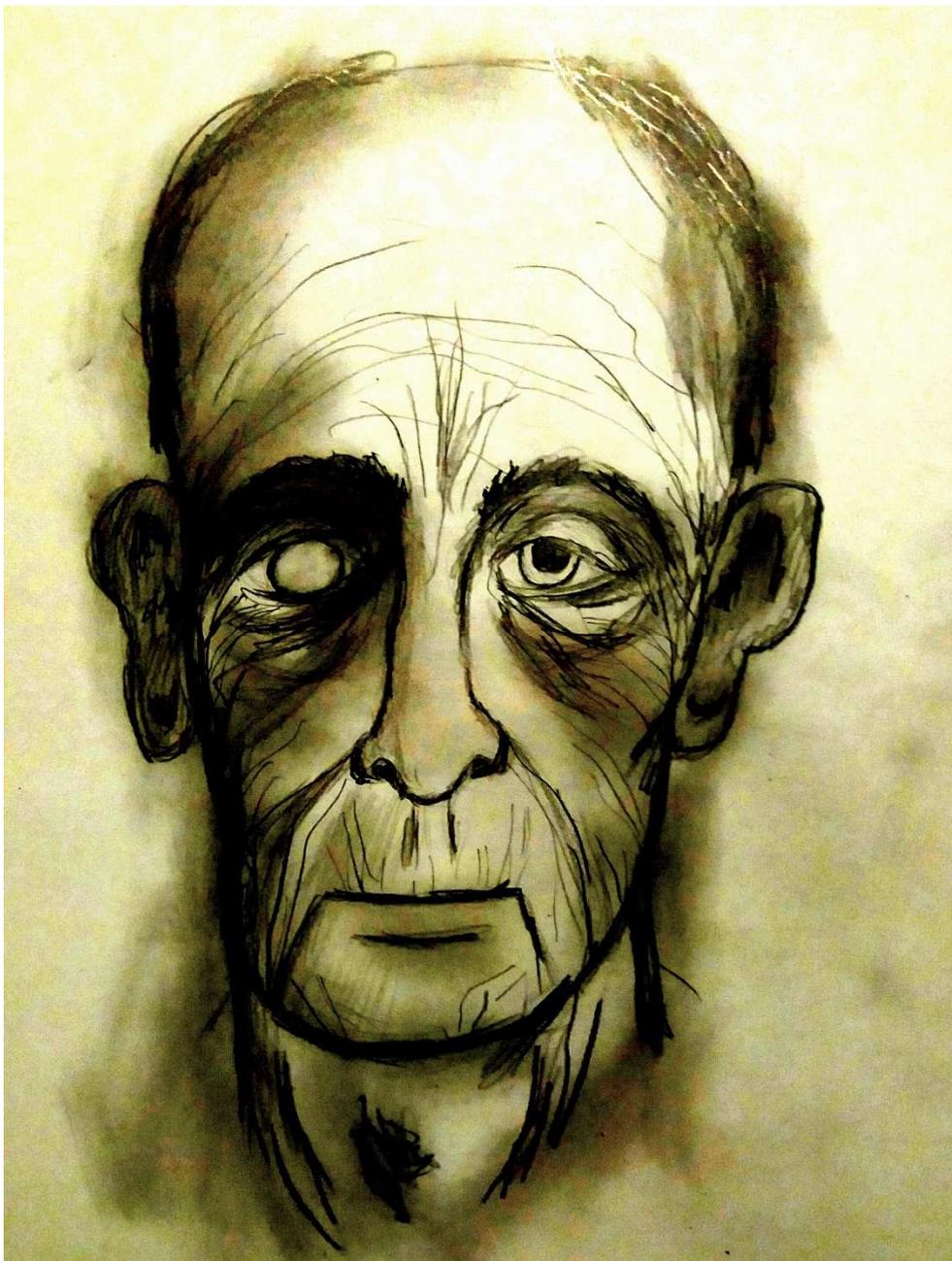
Der alte Mann mit dem Geierauge

Gewiss, ich war immer nervös, ich war ganz schrecklich nervös und bin es noch – aber brauche ich deswegen wahnsinnig zu sein? Die Krankheit hatte meine Sinne geschärft, sie aber nicht zerstört noch abgestumpft. Vor allem besaß ich ein äußerst feines Gehör. Ich hörte alle Dinge im Himmel und auf der Erde und auch alles, was in der Hölle geschah. Bin ich darum wahnsinnig? Achten Sie bitte darauf, wie vernünftig, wie ruhig ich die ganze Geschichte erzähle.



Es ist unmöglich zu sagen, wie diese Idee zum ersten Mal in mir auftauchte, aber als ich sie einmal gefasst halte, quälte sie mich Tag und Nacht. Einen besonderen

Grund hatte ich nicht. Hass war nicht vorhanden. Im Gegenteil, ich liebte den alten Mann, und er hatte mir nie etwas Böses zugefügt, noch mich je beleidigt. Nach seinem Geld trug ich kein Verlangen. Ich glaube, es war wohl sein Auge! Ja, das war es! Er hatte das Auge eines Geiers – ein blassblaues, verschwommenes Auge. Wenn er mich damit ansah, überlief es mich kalt, und so fasste ich langsam – sehr langsam – den Entschluss, ihn ums Leben zu bringen, um mich auf diese Weise von seinem Auge zu befreien.



So liegt die Sache. Sie halten mich für wahnsinnig, aber Wahnsinnige haben keinen Verstand. Und Sie hätten mich sehen sollen. Sie hätten beobachten sollen, wie klug ich vorging, mit welcher Umsicht – mit welcher Vorausberechnung und Verstellung ich zu Werke ging! Nie bin ich gegen den alten Mann so freundlich gewesen wie in der Woche, bevor ich ihn tötete. Und jede Nacht gegen zwölf Uhr drückte ich ganz leise auf die Klinke seiner Stubentüre und öffnete sie. Und wenn ich sie gerade so weit geöffnet hatte, dass mein Kopf hindurch konnte, schob ich eine Blendlaterne hinein, die so dicht geschlossen war, dass auch nicht ein Lichtstrahl herausdrang, und steckte dann erst meinen Kopf hinein.

O, Sie würden gelacht haben, wenn Sie zugesehen hätten, wie geschickt ich meinen Kopf hineinsteckte. Ich bewegte ihn nur ganz, ganz langsam, um den alten Mann nicht im Schlaf zu stören, und es dauerte eine Stunde, bis ich ihn so weit hatte, dass ich den Alten auf seinem Bette konnte liegen sehen. Haha! – würde ein Wahnsinniger so klug gehandelt haben? Und dann, wenn mein Kopf ganz im Zimmer war, öffnete ich vorsichtig die Laterne – o, ganz vorsichtig, damit die Scharniere nicht knackten – ich öffnete sie nur so weit, dass ein einziger dünner Lichtstrahl auf sein Geieraugel fiel. Und das tat ich sieben lange Nächte hindurch – jede Nacht um zwölf Uhr –, aber ich fand sein Auge immer geschlossen. Und so war es mir unmöglich, meinen Entschluss auszuführen, denn es war ja nicht der alte Mann, der mich quälte, sondern sein böses Auge. Und jeden Morgen, wenn es hell wurde, ging ich kühn in sein Zimmer und sprach freimütig mit ihm. In herzlichem Ton nannte ich ihn bei seinem Namen und fragte ihn, wie er die Nacht verbracht hätte. Sie begreifen wohl, dass er ein wirklich gründlich kluger alter

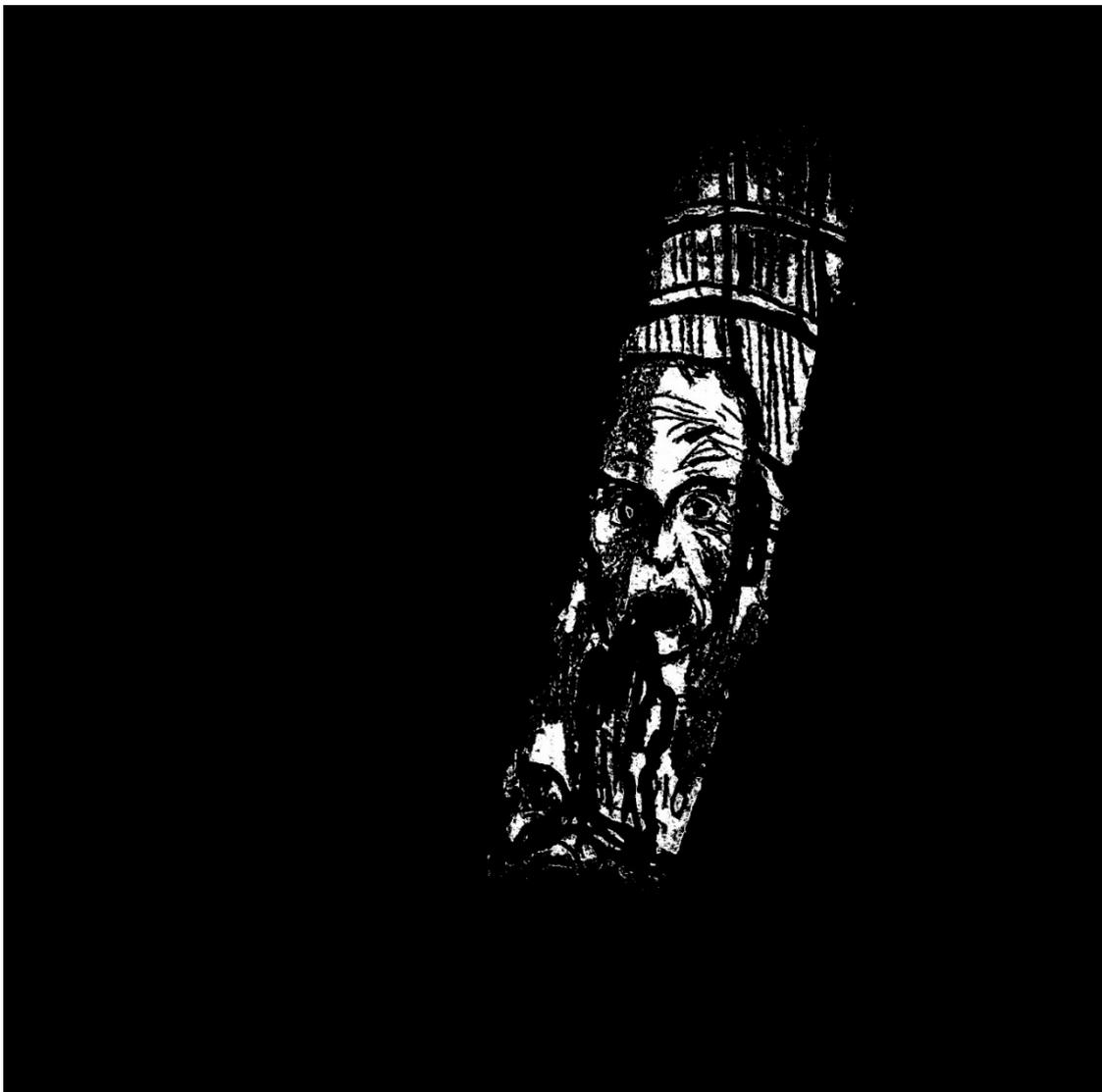
Mann hätte sein müssen, um zu vermuten, dass ich ihn jede Nacht genau um zwölf Uhr im Schlafe beobachte. In der achten Nacht war ich noch vorsichtiger als sonst beim Öffnen der Tür. Der Minutenzeiger einer Uhr bewegt sich schneller, als es meine Hand tat. Nie zuvor war ich so meiner Fähigkeiten, meiner Klugheit bewusst gewesen als in dieser Nacht. Ich konnte mich kaum enthalten, meinem Triumphgefühl Ausdruck zu geben. Man denke, dass ich es war, der Zoll um Zoll die Tür öffnete, während er nicht einmal von meinen Taten und Plänen träumte. Ich kicherte unwillkürlich bei diesem Gedanken, und vielleicht hat er das gehört, denn er bewegte sich plötzlich erschrocken in seinem Bett. Nun glauben Sie, ich hätte mich zurückgezogen? – O nein. In seinem Zimmer herrschte eine pechschwarze, dicke Dunkelheit, denn die Fensterladen waren aus Furcht vor Einbrechern fest geschlossen, und so wusste ich, dass er das Öffnen der Tür nicht sehen konnte. Ich schob sie also unentwegt weiter auf.

Ich hatte meinen Kopf schon hineingesteckt und war dabei, die Laterne zu öffnen, als mein Daumen von dem Zinnverschluss abglitt. Sofort sprang der alte Mann im Bett auf und schrie: »Wer ist da?«

Ich verhielt mich ganz still und sagte nichts. Eine ganze Stunde hindurch bewegte ich keinen Muskel; und in all der Zeit hörte ich nicht, dass er sich wieder hinlegte. Er saß noch immer aufrecht im Bett und lauschte, gerade so wie ich Nacht für Nacht gesessen habe, wenn ich auf die Totenwürmer in der Täfelung lauschen musste.

Endlich hörte ich ein leises Stöhnen, und ich wusste, dass es das Stöhnen der Todesangst war. Es war kein Stöhnen aus Schmerz oder Kummer – o nein! – es war ein dumpfer, halberstickter Laut, der aus der Tiefe der Seele kommt, wenn sie vor Grauen fast vergeht. Ich kannte den Laut gut. Manch eine Nacht, gerade um zwölf Uhr, wenn alle Welt schlief, war er auch aus

meinem Herzen aufgestiegen, und sein Echo hatte das Entsetzen, das mich zerriss, aufs höchste getrieben. Ich sage, ich kannte ihn wohl. Ich wusste, was der alte Mann fühlte, und bemitleidete ihn, obgleich ich innerlich kicherte. Ich wusste, dass er seit dem ersten leisen Geräusch, als er sich im Bett aufgerichtet hatte, die ganze Zeit über wach gewesen, und dass die Furcht seitdem in ihm immerzu gewachsen war.



Er hatte vergebens versucht, sie als grundlos abzuschütteln. Er hatte sich gesagt: »Es war nichts als der Wind im Kamin, es war nur eine Maus, die über den Fußboden lief«, oder: »es war ein Heimchen, das ein-

mal zirpte.« Jawohl, mit solchen Annahmen hatte er sich zu trösten versucht und doch alles vergeblich gefunden. Es war alles vergeblich, denn der Tod war mit seinem schwarzen Schatten vor ihn hingetreten und hatte sein Opfer eingehüllt.



9Und die bedrückende Nähe dieses unsichtbaren Schattens ließ ihn fühlen – sehen und hören konnte er nichts –, dass sich mein Kopf im Zimmer befand. Als ich eine lange Zeit sehr geduldig gewartet hatte, ohne dass er sich niederlegte, beschloss ich, den Schlitz der Laterne ein ganz klein wenig zu öffnen. Sie können sich gar nicht denken, wie unendlich vorsichtig und langsam ich das tat, bis endlich so dünn wie der Faden eines Spinnwebes ein einzelner feiner Strahl aus der Öffnung glitt und gerade auf das Geieraugel fiel. Es stand offen – weit, weit offen – und ich wurde wütend, als ich darauf starrte. Ich sah es mit völliger Deutlichkeit – ein einziges mattes Blau mit einem widerlichen, trüben Schleier darüber, so dass mir das Mark in den Knochen zu frieren begann. Sonst aber konnte ich weder von dem Gesicht noch von dem Körper des alten Mannes etwas erblicken, denn ich hatte wie durch Instinkt den Strahl genau auf den verdammten Fleck gerichtet.

Übrigens, habe ich Ihnen nicht gesagt, dass das, was Sie für Wahnsinn halten, nur eine Überschärfe meiner Sinne ist? Nun, ich versichere Ihnen, in diesem Augenblick kam an meine Ohren ein leiser, dumpfer und schneller Ton, wie ihn eine Uhr macht, die in Baumwolle eingewickelt ist. Auch diesen Ton kannte ich sehr gut. Es war der Herzschlag des alten Mannes. Er verstärkte meine Wut, wie das Schlagen einer Trommel den Soldaten zur Tapferkeit entflammt. Aber auch jetzt noch bezwang ich mich und blieb still. Ich atmete kaum und hielt die Laterne bewegungslos. Ich versuchte, so genau es ging, den Strahl immerzu auf das Auge zu richten. Inzwischen verstärkte sich das höllische Herzklopfen, es wurde mit jedem Augenblick schneller und schneller, lauter und lauter. Das Entsetzen des alten Mannes muss außerordentlich groß

gewesen sein! Es wurde lauter, sage ich, mit jedem Moment lauter! Ich habe Ihnen erzählt, dass ich nervös bin – ich bin es wirklich. Jetzt in der toten Stunde der Nacht, inmitten des entsetzlichen Schweigens des alten Hauses, erregte ein so unheimliches Geräusch wie dieses in mir einen unüberwindlichen Schrecken.

Trotzdem bezwang ich mich noch einige Minuten länger und stand ganz still. Aber noch lauter und lauter schlug das Herz, bis ich dachte, es müsste zerspringen. Und jetzt überfiel mich eine neue Angst – ich dachte, der Nachbar könnte es hören! Damit war des alten Mannes letzte Stunde gekommen. Mit einem gellenden Schrei riss ich die Laterne auf und stürzte ins Zimmer. Auch er schrie, aber nur einmal. In einem Augenblick riss ich ihn auf den Boden und presste das schwere Bett über ihn. Dann lachte ich froh, weil ich endlich die Tat begangen hatte. Aber noch viele Minuten lang schlug das Herz in einem dumpfen Ton. Doch das störte mich nicht, denn man konnte das nicht mehr durch die Mauer hören. Schließlich hörte es auf, und der alte Mann war tot. Ich entfernte das Bett und besah mir die Leiche.

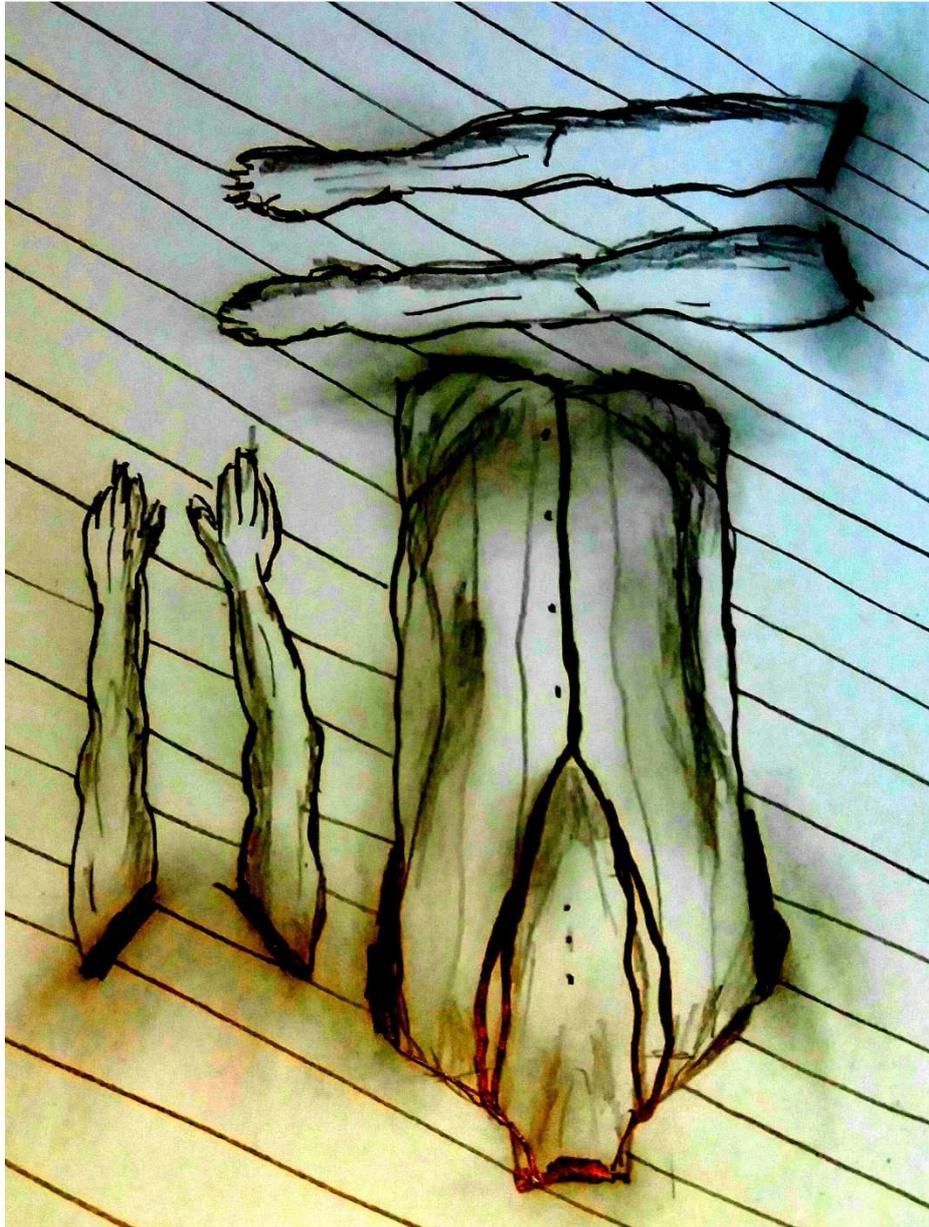
Ja, er war mausetot. Ich legte meine Hand auf sein Herz und hielt sie da viele Minuten lang. Das Herz schlug nicht mehr, er war mausetot, und sein Geierauge würde mich nicht mehr quälen.

Wenn Sie mich nun noch immer für wahnsinnig halten, so werden Sie Ihre Ansicht ändern, sobald Sie hören, mit welcher Vorsicht ich daran ging, den Körper zu verbergen. Die Nacht ging zu Ende und ich arbeitete schnell, aber schweigend. Zunächst trennte ich alle Glieder vom Körper, ich schnitt den Kopf, die Arme und die Beine ab.



Ich hob drei Bretter vom Fußbodenbelag auf und legte alles zwischen die Balken. Dann fügte ich die Bretter so geschickt und schlau wieder in die alte Lage, dass kein menschliches Auge – nicht einmal sein Geierauge – irgendetwas Verdächtiges bemerken konnte. Ich

brauchte nichts auszuwaschen, keinen einzigen Fleck oder Blutstropfen. Dafür war ich viel zu klug, ich hatte alles in einer Wanne aufgefangen – ha ha!



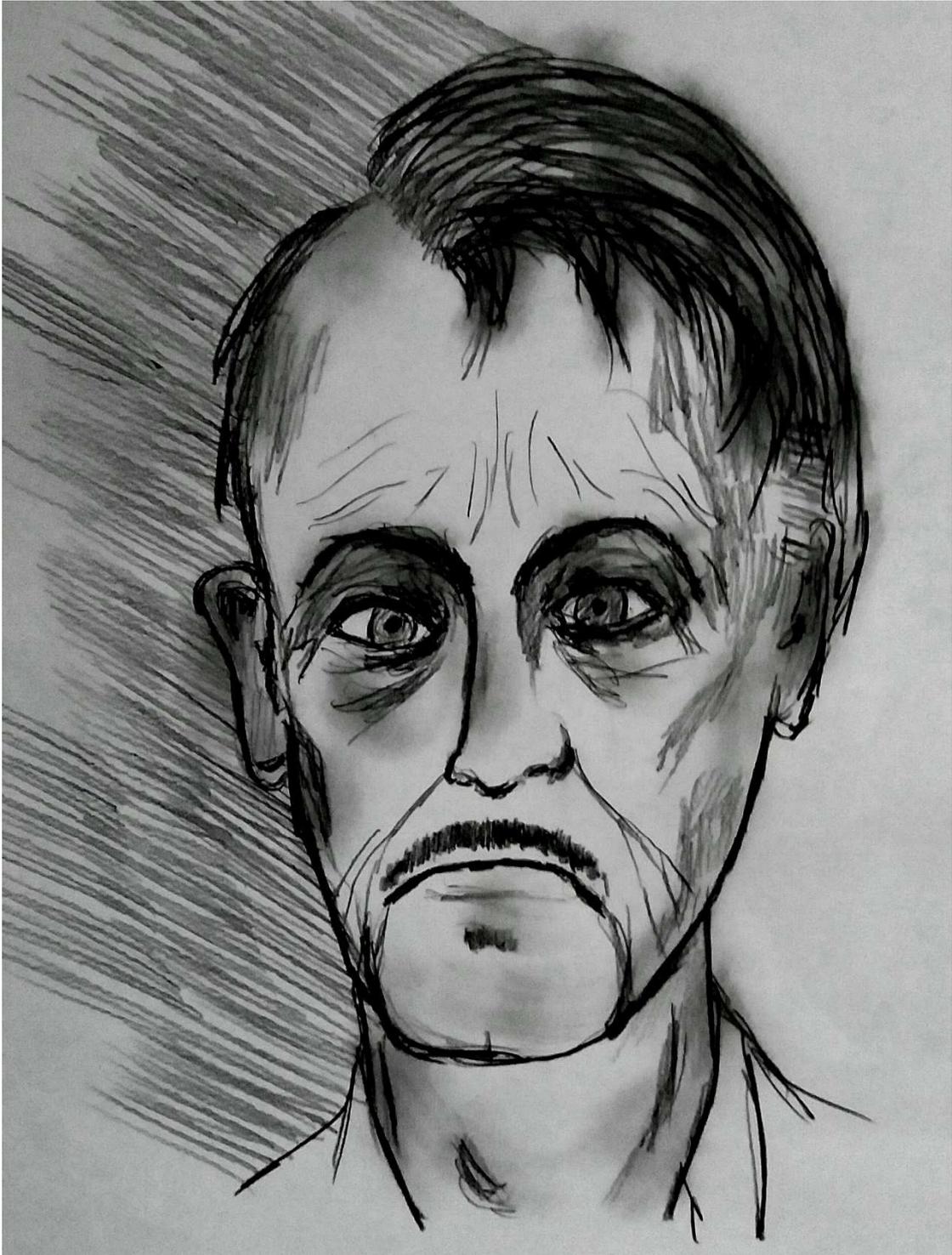
Wie ich meine Arbeit beendet hatte, war es vier Uhr und noch ganz dunkel. Gerade schlug die Uhr, da hörte ich ein Klopfen an der Stubentür. Leichten Herzens ging ich hinab, um zu öffnen, denn was hatte ich jetzt noch zu fürchten? Drei Männer traten herein, die sich mit größter Höflichkeit als Kriminalbeamte vorstellten. Ein Nachbar hatte während der Nacht einen Schrei gehört

und war, da er eine Untat vermutete, nach dem Polizeiamt gegangen. Die Beamten waren nun gekommen, um eine Haussuchung vorzunehmen.

Ich lächelte – was hatte ich zu befürchten? Ich begrüßte die Herren und sagte, ich hätte selbst im Traum aufgeschrien. Der alte Mann, so erwähnte ich, sei aufs Land gereist. Ich begleitete meine Besucher durch das ganze Haus und bat sie, alles genau zu durchsuchen. Schließlich führte ich sie in das Zimmer des alten Mannes und zeigte ihnen seine Besitztümer, die alle sicher und unberührt waren.

Im Hochgefühl meiner Sicherheit brachte ich Stühle in die Kammer und bat sie, sich hier von ihren Mühen auszuruhen, wobei ich mich im wilden Übermut meines Triumphes gerade auf den Fleck setzte, unter dem die Leiche meines Opfers lag.

Die Beamten waren beruhigt, mein Benehmen hatte sie von meiner Unschuld überzeugt. Mir war aber auch seltsam leicht zumute. Sie saßen und plauderten von gleichgültigen Dingen, während ich ihnen fröhliche Antworten gab. Aber nicht lange danach fühlte ich, wie ich bleich wurde, und ich hätte gern gehabt, wenn sie gegangen wären. Mein Kopf schmerzte, und in meinem Ohr meinte ich ein Pochen zu vernehmen, während sie ruhig dasassen und weiterplauderten. Das Pochen in meinem Ohr wurde deutlicher, es ließ nicht nach, sondern wurde immer lauter. Um das Gefühl loszuwerden, begann ich immer mehr zu reden, doch es blieb und trat immer bestimmter auf – bis ich schließlich merkte, dass das Geräusch gar nicht in meinen Ohren entstand. Zweifellos wurde ich jetzt sehr bleich – obgleich ich noch schneller und mit erhobener Stimme sprach. Doch der Klang wuchs – ich konnte nichts dagegen tun. Es war ein leises, dumpfes, schnelles Geräusch – gerade wie von einer Uhr, die in Baumwolle eingewickelt ist. Ich keuchte nach Atem – aber die Beamten hörten es



nicht. Ich sprach schneller, heftiger, doch das Geräusch verstärkte sich unaufhörlich. Ich erhob mich und stritt mit ihnen wegen einer Kleinigkeit unter lauten Bemerkungen und heftigen Gestikulationen, aber das Geräusch nahm unaufhörlich zu. Warum gingen sie denn nicht? Mit schweren Tritten schritt ich im Zimmer auf und ab,

als hätten mich die Bemerkungen der Männer wütend gemacht – doch das Geräusch nahm unaufhörlich zu. O Gott, was sollte ich tun? Ich schäumte – ich raste – ich fluchte! Ich erhob den Stuhl, auf dem ich gesessen hatte, und schob ihn scharrend über die Dielen, aber das Geräusch übertönte alles und nahm unaufhörlich zu. Es wurde lauter – lauter – immer lauter! Und immer noch saßen die Männer in fröhlichem Geplauder und lächelten. War es denn möglich, dass sie es nicht hörten? Allmächtiger Gott! Nein, nein! Sie hörten es! – sie vermuteten alles! – sie wussten es sogar und machten sich über meine Angst lustig! – Das habe ich damals gedacht, und ich denke es heute noch. Aber alles war besser als diese endlose Qual! Alles war erträglicher als diese Ungewissheit! Ich konnte dieses heuchlerische Lächeln nicht länger mehr ansehen! Ich fühlte, ich musste schreien oder sterben! Und da – jetzt kam es wieder – dieses Pochen! Lauter! lauter! lauter! immer lauter!

»Ihr Schurken!« schrie ich, »verstellt euch nicht länger! Ich gestehe die Tat! – reißt die Dielen auf! Hier, hier – hier schlägt dieses entsetzliche Herz!«



Der gestohlene Brief

An einem fröhlichen und stürmischen Herbstabend des Jahres 18 . . saß ich in Paris mit meinem Freunde Auguste Dupin in seiner Wohnung, Rue Dunot Nr. 33 im Faubourg St. Germain, und überließ mich in dem kleinen Bibliothekszimmer im dritten Stock bei einer

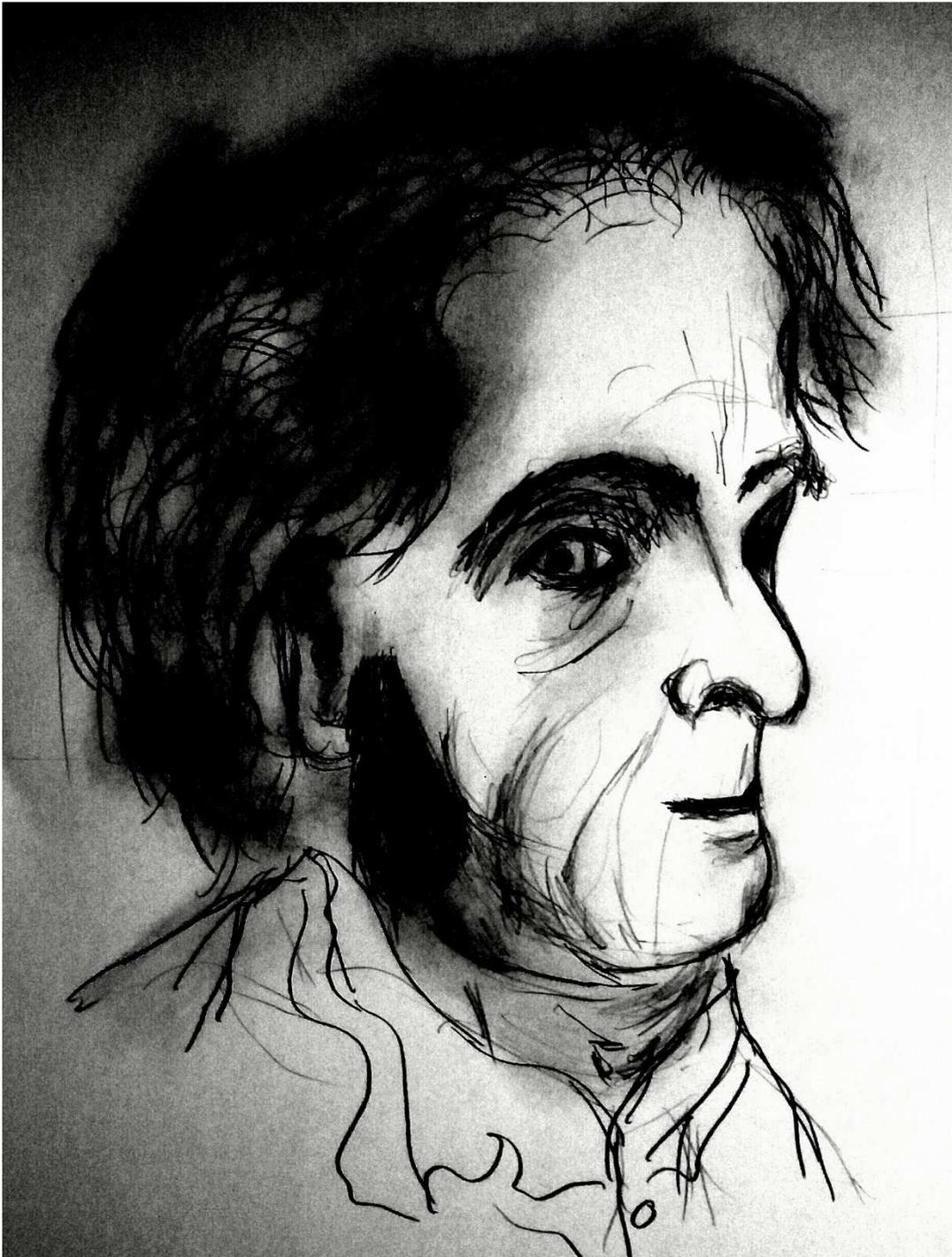


Meerschaumpfeife dem Behagen träumerischen
Nachdenkens.



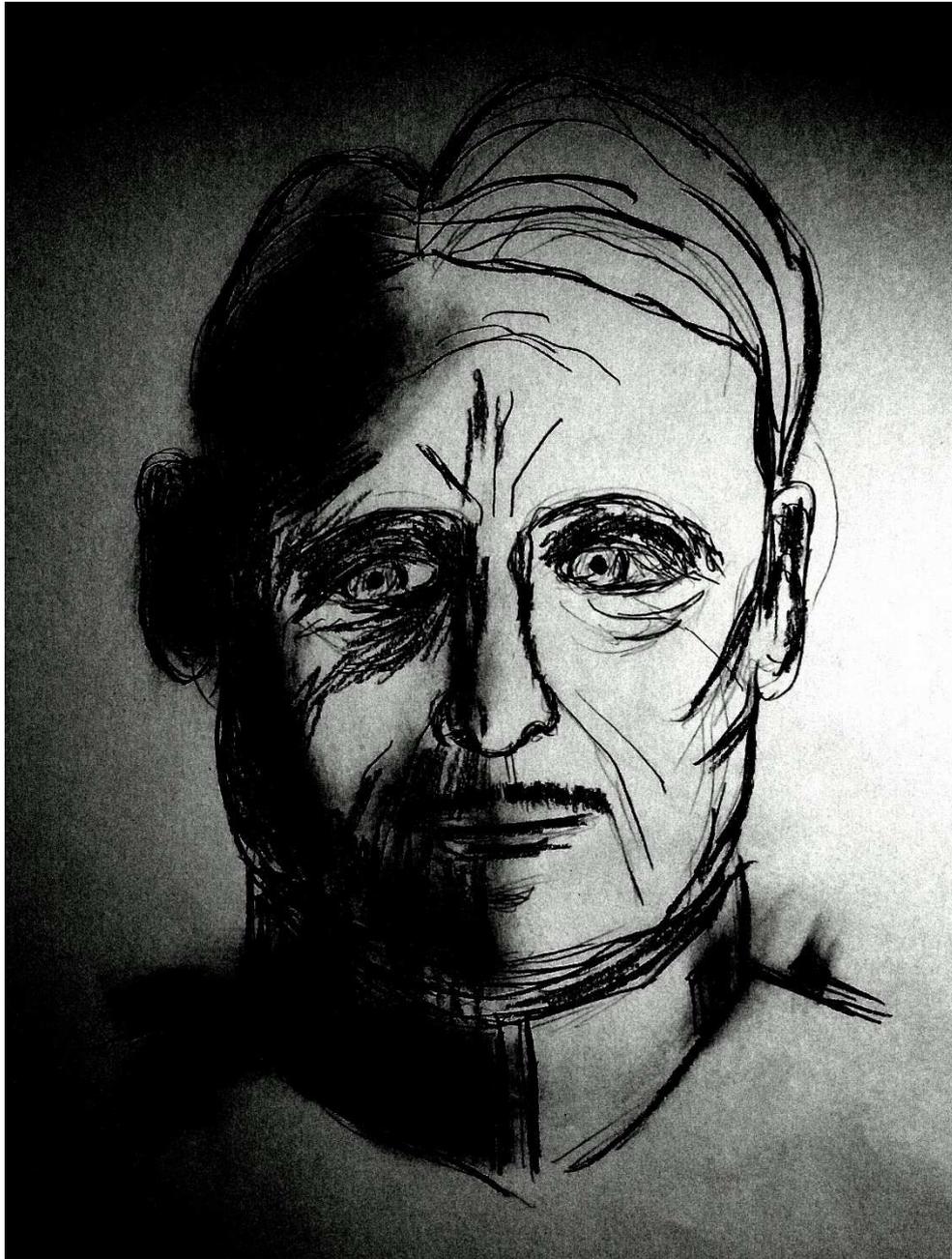
Eine ganze Stunde hatten wir so in tiefem Schweigen
verbracht, und ein zufälliger Beobachter hätte sicher
gedacht, wir wären nur damit beschäftigt, die Luft im

Zimmer mit immer dichteren Rauchwolken zu erfüllen. In Wirklichkeit aber war ich innerlich noch ganz mit den Einzelheiten eines Gesprächs beschäftigt, das sich um die halbvergessene Mordtat in der Rue Morgue drehte.



Es erschien mir deshalb als ein seltsamer Zufall, als sich plötzlich die Tür zu unserem Zimmer öffnete, und

unser guter Bekannter Monsieur G., der Polizeipräfekt von Paris, hereintrat.



Wir boten ihm ein herzliches Willkommen, denn bei allen kleinlichen Eigenschaften besaß er doch etwas Unterhaltsames, und wir hatten ihn seit mehreren Jahren nicht mehr gesehen. Dupin erhob sich, um die Lampe anzuzünden, denn wir hatten bisher im Dunkeln gesessen, unterließ es dann aber, weil G. sagte, er sei gekommen, um in einer amtlichen Angelegenheit, die

ihm schon viel Mühe verursacht habe, meinen Freund um Rat oder vielmehr um seine Meinung zu fragen.

»Wenn es etwas ist, was Nachdenken verlangt«, bemerkte Dupin und setzte sich wieder hin, ohne den Docht zu entzünden, »so wollen wir es lieber im Dunkeln erörtern.«

»Das ist wieder eine Ihrer verzwickten Ideen«, sagte der Präfekt, der alles verzwickt nannte, was über sein Verständnis ging, und daher manchmal in wahren Wolken von verzwickten Dingen lebte.

»Ganz gewiss«, sagte Dupin, indem er seinem Besuch eine Pfeife anbot und für ihn einen bequemen Sessel heranschob.

»Und was gibt es denn für eine Schwierigkeit?« fragte ich. »Hoffentlich nicht wieder eine Mordgeschichte.«

»O nein, gar nichts von der Art. Übrigens ist die Angelegenheit eigentlich ganz einfach, und ich zweifle nicht, dass wir schließlich auch gut allein damit fertig werden. Aber ich dachte, Dupin würde sich für die Einzelheiten interessieren, denn das Ganze ist zugleich so außerordentlich verzwickt.«

»Einfach und verzwickt«, warf Dupin ein.

»Nun ja, aber doch nicht so ganz. Nämlich, das ist ja gerade das Rätsel, dass die Sache so einfach ist und uns doch alle zum Narren hält.«

»Vielleicht ist es gerade die Einfachheit der Sache, die Sie irreführt«, meinte mein Freund.

»Wie können Sie solchen Unsinn reden!« antwortete der Präfekt und lachte herzlich.

»Vielleicht ist das Rätsel zu leicht«, sagte Dupin.

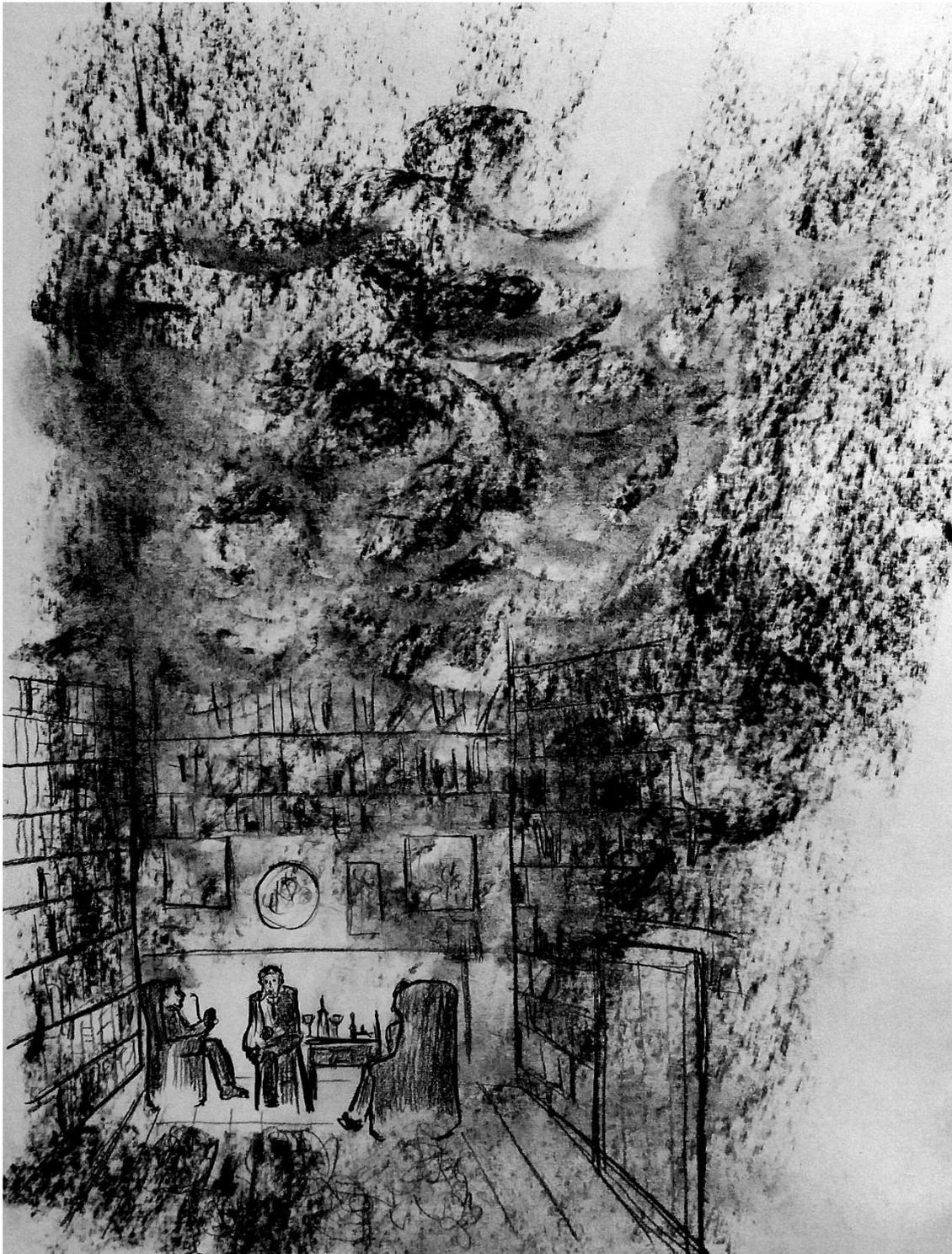
»Aber du lieber Himmel, wer hat schon je einen solchen Unsinn gehört?«

»Vielleicht ist die Lösung zu einleuchtend.«

»Hahaha! – Hahaha!« brüllte unser Besucher, aufs äußerste belustigt. »O, Dupin, Sie bringen mich noch einmal um!«

»Also worum handelt es sich denn eigentlich?« fragte ich.

»Gut, ich will es Ihnen erzählen«, antwortete der Präfekt, indem er gemächlich eine ungeheure Rauchwolke ausstieß und es sich in seinem Sessel bequem machte.



»Ich werde es Ihnen in kurzen Worten erzählen. Aber zuerst muss ich Sie bitten, über diese Angelegenheit das tiefste Schweigen zu bewahren, denn ich würde höchstwahrscheinlich meine Stellung verlieren, wenn es herauskäme, dass ich irgend Jemand etwas davon gesagt hatte.«

»Beginnen Sie«, sagte ich.

»Oder lassen Sie es sein«, sagte Dupin.

»Nun gut. Mir ist also persönlich von sehr hoher Stelle mitgeteilt worden, dass ein gewisses Schriftstück von größter Wichtigkeit im königlichen Schloss entwendet worden ist. Man kennt den Dieb. Es kann über seine Person kein Zweifel sein, denn man hat gesehen, wie er den Brief fortnahm. Man weiß auch, dass er ihn noch im Besitz hat.«

»Woher weiß man das?« fragte Dupin.

»Das ergibt sich klar aus der Natur des Schriftstückes«, antwortete der Präfekt, »und aus dem Ausbleiben gewisser Ereignisse, die unfehlbar folgen müssten, wenn der Dieb es aus den Händen gäbe – das heißt, wenn er es zu dem Zweck benutzte, zu dem er es schließlich benutzen muss.«

»Bitte, seien Sie etwas deutlicher«, sagte ich.

»Nun, ich darf es vielleicht wagen, Ihnen mitzuteilen, dass das Papier seinem Besitzer eine gewisse Macht gibt an einer Stelle, wo eine solche Macht von unendlichem Wert ist.« Der Präfekt schwelgte in diplomatischen Redewendungen.

»Ich verstehe Sie noch immer nicht ganz«, sagte Dupin.

»Wirklich nicht? Nun denn, die Weitergabe des Dokuments an irgendeine dritte Person würde die Ehre einer sehr hochgestellten Person empfindlich berühren. Diese Tatsache gibt dem Besitzer des Dokuments einen Einfluss auf die hochstehende Persönlichkeit, deren Ehre und Ruhm auf dem Spiele stehen.«

»Aber dieser Einfluss«, warf ich ein, »würde doch davon abhängen, dass der Dieb wüsste, er sei dem Bestohlenen als Dieb bekannt. Und wer dürfte es wagen –«

»Der Dieb«, sagte G., »ist der Minister D., der alles darf, ob es nun ehrenhaft ist oder nicht. Die Art, wie er den Diebstahl ausführte, war ebenso eigenartig als kühn. Die bestohlene Person hatte das betreffende Dokument – es war ein Brief, um es offen zu sagen – empfangen, als sie sich allein im königlichen Boudoir befand. Während sie es durchlas, wurde sie plötzlich durch den Eintritt der andern hochgestellten Persönlichkeit, vor der sie den Brief gerade verbergen wollte, unterbrochen. Nachdem sie in der Eile vergebens versucht hatte, ihn in eine Schublade zu stecken, musste sie ihn offen, wie er war, auf dem Tisch liegen lassen. Die Adresse lag nach oben, und da der Inhalt nicht zu sehen war, blieb das Schreiben unbeachtet. In diesem Augenblick trat der Minister D. ein. Mit seinen Luchsaugen entdeckte er sofort den Brief, erkannte die Handschrift der Adresse, und da ihm die Verlegenheit der Person, an die der Brief adressiert war, auffiel, konnte er sich ihr Geheimnis denken. Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen, die er nach seiner Art ziemlich hastig vorbrachte, zog er einen Brief aus der Tasche, der dem auf dem Tische liegenden ziemlich ähnlich war. Er öffnete ihn, tat so, als ob er ihn lese, und legte ihn dicht neben den andern. Dann hielt er wieder eine Viertelstunde lang über öffentliche Angelegenheiten Vortrag. Schließlich brach er auf und nahm mit seinen Papieren, auch den Brief vom Tisch, der ihm nicht gehörte. Die rechtmäßige Besitzerin sah das natürlich, wagte aber nicht, in Gegenwart der andern Persönlichkeit, die dicht neben ihr stand, darauf aufmerksam zu machen. Der Minister ging und ließ seinen eigenen – völlig bedeutungslosen – Brief auf dem Tische liegen.«

»Hier haben Sie also«, sagte Dupin zu mir, »wonach Sie vorhin fragten. Der Dieb weiß, dass der Bestohlene ihn als Dieb kennt.«

»Ja«, erwiderte der Präfekt, »und sein dadurch erreichter Einfluss ist während der letzten Monate in einem sehr gefährlichen Maße zu politischen Zwecken ausgenutzt worden. Die bestohlene Person hat sich mit jedem Tage mehr davon überzeugt, dass es unbedingt notwendig ist, den Brief zurückzugewinnen. Aber natürlich kann das nicht offen erreicht werden. Endlich hat sie in der Verzweiflung mir die Sache übertragen.«

»Und eine scharfsinnigere Kraft hätte sie sich dafür auch weder wünschen, noch selbst ausdenken können«, sagte Dupin in einem gewaltigen Wirbelwind von Rauch.

»Sie schmeicheln mir«, erwiderte der Präfekt, »aber es ist möglich, dass man eine solche Meinung von mir hat.«

»Es scheint mir klar zu sein«, sagte ich, »wie Sie es ja auch betont haben, dass der Brief noch im Besitz des Ministers ist, denn nur im Besitz und nicht in der Veröffentlichung liegt seine Macht. Mit der Veröffentlichung hat sie ein Ende.«

»Natürlich«, sagte G., »und nach dieser Überzeugung bin ich vorgegangen. Meine erste Sorge war, das Haus des Ministers aufs Gründlichste zu durchsuchen, und hierbei war es mir natürlich sehr hinderlich, dass ich diese Durchsuchung ohne sein Wissen vornehmen musste. Man hat mich vor allem vor der Gefahr gewarnt, die dadurch entstehen kann, dass er etwas von unserer Absicht ahnt.«

»Aber«, sagte ich, »in solchen Durchsuchungen sind Sie doch auf der Höhe. Die Pariser Polizei hat ja so etwas schon oft gemacht.«

»O ja, und deshalb verzweifelte ich auch nicht. Überdies gaben mir die Lebensgewohnheiten des Ministers

einen großen Vorteil. Er bleibt häufig die ganze Nacht über aus dem Hause, und seine Dienerschaft ist nicht sehr zahlreich. Sie schlafen von seinen Gemächern entfernt, und da sie meist Neapolitaner sind, kann man sie leicht betrunken machen. Ich habe Schlüssel, wie Sie wissen, mit denen ich jedes Zimmer und jeden Schrank öffnen kann. Während der letzten drei Monate ist keine Nacht vergangen, in der ich nicht persönlich mit daran gearbeitet habe, D.'s Haus genau zu durchsuchen. Meine Ehre steht auf dem Spiel, und um ein tiefes Geheimnis mitzuteilen, es handelt sich um eine riesige Belohnung. Deshalb habe ich meine Suche nicht eher aufgegeben, bis ich mich vollständig überzeugt hatte, dass der Dieb noch scharfsinniger ist als ich selbst. Ich glaube, ich habe in seinem Hause jeden Winkel und jede Ecke, wo der Brief möglicherweise verborgen sein könnte, durchforscht.«

»Aber könnte es nicht sein«, warf ich ein, »dass, wenn auch, woran man nicht zweifeln kann, der Brief sich noch im Besitze des Ministers befindet, er ihn anderswo als in seinem eigenen Hause versteckt hält?«

»Das ist kaum möglich«, sagte Dupin. »Bei den gegenwärtigen eigenartigen Zuständen am Hofe und besonders bei den Intrigen, in die bekanntlich D. verwickelt ist, muss gerade die Möglichkeit, den Brief in jedem Augenblick herbeischaffen und vorzeigen zu können, für ihn fast ebenso wichtig wie der Besitz selbst sein.«

»Die Möglichkeit, ihn vorzeigen zu können?« fragte ich.

»Ja, oder ihn vernichten zu können«, sagte Dupin.

»Sie haben recht«, stimmte ich zu. »Danach muss sich der Brief in dem Hause befinden. Die Möglichkeit, dass er ihn mit sich herumträgt, kann man wohl außer Betracht lassen?«

»Vollständig«, sagte der Präfekt. »Er ist zweimal wie von Straßenräubern überfallen worden, und man hat

ihn unter meiner eigenen Leitung gründlich durchsucht.«



»Die Arbeit hätten Sie sich sparen können«, sagte Dupin. »D. ist doch schließlich kein Narr und muss natürlich die Straßenüberfälle vorausgesehen haben.«

»Er ist nicht ganz ein Narr«, entgegnete G., »aber er ist ein Dichter, was nicht weit davon ab ist.«

»Gewiss«, sagte Dupin nach einem langen und gedankenvollen Zug aus seiner Meerschampfeife, »obgleich ich mich selbst auch einiger schlechter Verse schuldig gemacht habe.«

»Vielleicht«, sagte ich, »schildern Sie uns einmal die Einzelheiten Ihrer Durchsuchungen.«

»Nun, die Sache ist die, wir nahmen uns Zeit und suchten überall. Ich habe eine große Erfahrung in solchen Dingen. Ich nahm das ganze Gebäude, Zimmer für Zimmer, vor und widmete jedem die Nächte einer vollen Woche. Zunächst untersuchten wir in jedem Zimmer die Möbel. Wir öffneten jede Schublade, und ich kann Ihnen versichern, dass es für das richtig geschulte Auge eines Polizisten so etwas wie geheime Schubfächer nicht gibt. Nur einem Tölpel könnte bei einer solchen Untersuchung ein geheimes Fach entgehen. Die Sache ist zu klar. Wir berechneten den Raum in jedem Schrank nach ganz genauen Regeln, nicht der fünfzigste Teil einer Linie würde uns entgehen. Nach den Schränken nahmen wir die Stühle vor. Die Kissen wurden mit feinen, langen Nadeln, wie ich Ihnen welche gezeigt habe, durchstoichen. Von den Tischen nahmen wir die Platten herunter.«

»Warum das?«

»Personen, die etwas verstecken wollen, entfernen manchmal die Platten von Tischen oder ähnlichen Möbelstücken, bohren die Füße aus und verbergen den Gegenstand in der Höhlung, worauf sie die Platte wieder aufsetzen. Die oberen und unteren Teile der Bettpfosten werden ähnlich verwandt.«

»Aber kann man nicht die Höhlung durch Beklopfen entdecken?« fragte ich.

»Keineswegs, wenn der versteckte Gegenstand mit Baumwolle umgeben wird. Übrigens mussten wir ja in unserem Falle jedes Geräusch vermeiden.«

»Aber Sie konnten doch unmöglich alle Möbelteile auseinandernehmen, in denen möglicherweise ein solches Versteck angelegt war. Ein Brief kann so dünn zusammengerollt werden, dass er in der Form nicht weit von der einer großen Stricknadel abweicht und so zum Beispiel in der Seitensprosse eines Stuhles Platz hat. Sie haben doch nicht auch alle Stühle auseinandergenommen?«

»Gewiss nicht, aber wir taten etwas Besseres – wir untersuchten die Sprossen an jedem Stuhl und überhaupt alle Verbindungsstellen an den Möbeln mit sehr starken Vergrößerungsgläsern. Selbst die geringste Spur einer neuerlich stattgefundenen Veränderung hätten wir sofort bemerkt. Jedes Stäubchen Sägemehl, jede verdächtige Stelle am Leim, eine kleine Spalte an den Verbindungsstellen wäre uns sicher aufgefallen.«

»Ich nehme an, dass Sie auch die Spiegel zwischen dem Holz und dem Glas untersuchten, ebenso die Bettausrüstungen, die Vorhänge und die Teppiche.«

»Das ist selbstverständlich, und als wir auf diese Weise alle Teile der Einrichtung durchgegangen waren, machten wir uns an die Untersuchung des Hauses selbst. Wir teilten seine ganze Oberfläche in einzelne Teile, die wir nummerierten, damit keiner vergessen wurde. Dann wurde jeder Quadratzoll des Hauses und der beiden anstoßenden Häuser gründlich mit dem Mikroskop untersucht.«

»Der beiden anstoßenden Häuser?« rief ich aus. »Sie müssen ja eine unendliche Mühe gehabt haben.«

»Das hatten wir auch, aber die ausgesetzte Belohnung ist außerordentlich hoch.«

»Haben Sie auch den Boden rings um die Häuser untersucht?«

»Der Boden war überall gepflastert, das machte uns verhältnismäßig wenig Mühe. Wir untersuchten das Moos zwischen den Steinen und fanden es unberührt.«

»Sie forschten natürlich auch zwischen D.'s Papieren und in den Büchern seiner Bibliothek?«

»Gewiss, wir haben jedes Paket und jedes Bündel geöffnet, und die einzelnen Bücher haben wir nicht nur geöffnet und geschüttelt, wie es verschiedene unserer Polizeibeamten tun, sondern darin jedes Blatt umgewendet. Wir maßen auch die Dicke jedes Bucheinbandes mit der größten Genauigkeit und betrachteten ihn mit den schärfsten Mikroskopgläsern. Es war unmöglich, dass uns auch die geringste verdächtige Stelle an einem Einband entging.«

»Haben Sie die Fußböden unter den Teppichen durchforscht?«

»Ohne Zweifel. Wir entfernten die Teppiche und untersuchten die Fugen der Dielen mit dem Mikroskop.«

»Ebenso die Tapeten an den Wänden?«

»Ja.«

»Sie haben in den Kellern nachgesehen?«

»Gewiß.«

»Dann«, sagte ich, »war Ihre Annahme falsch, und der Brief befindet sich nicht in dem Hause.«

»Ich fürchte, Sie haben da recht«, sagte der Präfekt.

»Und nun, Dupin, was raten Sie mir zu tun?«

»Eine neue sorgfältige Durchsuchung des Hauses vorzunehmen.«

»Das ist völlig nutzlos«, antwortete G. »So sicher, wie ich hier vor Ihnen sitze, befindet sich der Brief nicht in dem Hause.«

»Ich kann Ihnen keinen besseren Rat geben«, sagte Dupin. »Natürlich haben Sie eine richtige Beschreibung des Briefes?«

»O ja!« Damit holte der Präfekt ein Notizbuch aus der Tasche und las daraus eine genaue Inhaltsangabe und eine Beschreibung des äußeren Aussehens des verlorenen Schriftstückes vor. Kurz nachher brach er auf, und dabei erschien er mir so niedergeschlagen, wie ich den guten Mann noch nie gesehen hatte.



Ungefähr einen Monat später besuchte er uns von neuem und fand uns bei derselben Beschäftigung wie vorher. Er nahm eine Pfeife und einen Sessel und begann mit uns eine alltägliche Unterhaltung. Endlich sagte ich:

»Übrigens, G., wie steht es mit dem gestohlenen Briefe? Ich glaube, Sie sind jetzt überzeugt, dass es unmöglich ist, den Minister zu überlisten?«

»Hol' ihn der Teufel, es ist wirklich so. Ich habe aufs Neue das Haus durchsucht, wie Dupin geraten hat, aber es war natürlich vergebene Mühe.«

»Wie hoch, sagten Sie, war die ausgesetzte Belohnung?« fragte Dupin.

»Nun, es war eine sehr hohe – eine sehr anständige Belohnung. Ich möchte nicht genau die Summe nennen, aber das eine will ich sagen, dass ich persönlich demjenigen, der mir den Brief bringt, einen Scheck von fünfzigtausend Frank ausschreibe. Die Sache wird tatsächlich von Tag zu Tag wichtiger, und die Belohnung ist kürzlich verdoppelt worden. Aber wenn sie verdreifacht würde, mehr, als ich schon getan habe, könnte ich wirklich nicht tun.«

»So?« fragte Dupin und stieß langsam den Rauch aus seiner Meerschaumpfeife aus. »Ich glaube wirklich, G., Sie haben sich in der Sache noch nicht bis zum äußersten angestrengt. Vielleicht könnten Sie doch noch etwas mehr tun.«

»Wieso? In welcher Weise?«

»Nun, Sie könnten sich Rat einholen. Erinnern Sie sich an die Geschichte, die man sich von Abernethy erzählt?«

»Ach was, was geht mich Abernethy an?«

»Gewiss, gar nichts, und doch vielleicht etwas. Nämlich eines Tages wollte sich ein reicher Geizhals bei diesem Abernethy in einer gesundheitlichen Angelegenheit Rat einholen. Er begann daher mit ihm in einer Privat-

gesellschaft eine Unterhaltung und legte dem Arzt den Fall als einen theoretisch angenommenen dar.«

»Nehmen wir einmal an«, fragte der Geizhals, »es handelt sich um die und die Symptome. Was würden Sie, Herr Doktor, dann dem betreffenden Kranken geraten haben?«

»Ich würde ihm«, antwortete Abernethy, »geraten haben, einen Arzt zu nehmen.«

»Nun ja«, sagte der Präfekt etwas verwirrt, »ich bin ja gern bereit, einen Rat anzunehmen und dafür zu bezahlen. Ich gäbe wirklich jedem fünfzigtausend Frank, der mir in der Sache hülfe.«

»In diesem Falle«, antwortete Dupin, indem er eine Schublade öffnete und ein Scheckbuch hervorzog, »können Sie mir einen Scheck in dem genannten Betrage ausfüllen. Wenn Sie ihn unterzeichnet haben, werde ich Ihnen den Brief geben.«

Ich war erstaunt. Der Präfekt aber schien wie vom Donner gerührt zu sein. Einige Minuten lang blieb er sprachlos und ohne Bewegung sitzen und blickte meinen Freund ungläubig mit offenem Munde an, wobei ihm die Augen fast aus den Höhlen hervortraten. Endlich schien er sich etwas erholt zu haben. Er ergriff eine Feder, und unter immer erneuten Pausen und leerem Vorsichhinstarren schrieb und unterzeichnete er endlich einen Scheck von fünfzigtausend Frank und reichte ihn über den Tisch hinweg Dupin hin. Dieser betrachtete den Scheck sorgfältig und steckte ihn in sein Taschenbuch. Dann schloss er ein Schreibpult auf, nahm daraus einen Brief hervor und gab ihn dem Präfekten. Der Beamte ergriff ihn mit wahnsinniger Freude, öffnete ihn mit zitternder Hand und warf einen schnellen Blick über seinen Inhalt. Dann purzelte er fast zur Tür und rannte schließlich aus dem Zimmer und aus dem Hause, ohne dass er seit dem Augenblick, da ihn Dupin zur Unter-

zeichnung des Schecks aufgefordert hatte, auch nur ein Wort geäußert hätte.

Als er fort war, begann mein Freund, mir die Sache zu erklären. »Die Pariser Polizei«, sagte er, »ist in ihrer Art sehr geschickt. Sie hat Ausdauer, Scharfsinn, Schlaueheit und weiß in allem, was nach ihrer Ansicht zu ihrem Fach gehört, gut Bescheid. Als uns nun G. die Art schilderte, wie er das Haus des Ministers durchsucht hatte, fühlte ich zu seiner Arbeit selbst ein volles Vertrauen.«

»Zu seiner Arbeit selbst?« fragte ich.

»Nun ja«, sagte Dupin, »seine Maßnahmen waren nicht nur die Besten in ihrer Art, sondern sie wurden auch bis zur Vollkommenheit durchgeführt. Hätte sich der Brief im Bereich ihres Suchens befunden, die Burschen würden ihn zweifellos gefunden haben.«

Ich geriet ins Lachen, er aber blieb ganz ernst bei allem, was er sagte.

»Die Maßnahmen also«, so fuhr er fort, »waren in ihrer Art gut und wurden auch gut durchgeführt. Falsch war an ihnen nur, dass sie gerade auf diesen Fall und diesen Mann nicht passten. Der Präfekt macht aus den ihm zur Verfügung stehenden, an sich ganz sinnreichen Hilfsmitteln ein Prokrustesbett, dem er alles mit Gewalt anpasst. Aber da er bei jeder Sache entweder zu tief oder zu oberflächlich denkt, so irrt er sich immer, und mancher Schuljunge würde richtigere Schlüsse ziehen. Vor allem fehlt ihm völlig die Fähigkeit, sich in den Gedankengang eines anderen hineinzusetzen.«

»Und diese Fähigkeit«, sagte ich, »hängt, wenn ich Sie recht verstehe, vor allem von der Genauigkeit ab, mit der man die geistigen Anlagen des andern abschätzt.«

»In Bezug auf ihren praktischen Wert hängt sie ganz davon ab«, erwiderte Dupin, »und der Präfekt und seine Kohorte irren sich deshalb so häufig, weil sie sich

nie in einen fremden Gedankengang versetzen können und weil sie den Intellekt dessen, mit dem sie es zu tun haben, falsch oder überhaupt nicht abschätzen. Sie ziehen nur ihren eigenen geistigen Maßstab in Betracht, und wenn sie etwas Verstecktes suchen, so durchforschen sie nur die Winkel, wo sie es eventuell selbst versteckt haben würden. Da ihre eigene Intelligenz so ziemlich auf dem Niveau der breiten Masse steht, haben sie häufig Erfolg, sobald aber ein bestimmter Verbrecher eine besondere Schlaueit entwickelt, führt er sie stets hinters Licht. Dies geschieht immer, wenn er ihnen überlegen ist, häufig aber auch, wenn er geistig tiefer steht. Sie können nämlich ihre Forschungsmethoden nicht variieren, höchstens dass sie, wenn es sich um eine ungewöhnlich hohe Belohnung handelt, innerhalb dieser gewohnten Methoden einen Rieseneifer entwickeln. Auch in dem Fall D. haben sie genau nach ihrem alten Schema gearbeitet, und sie hätten den Brief sicher gefunden, wenn der Minister ein Mann ihrer eigenen Art gewesen wäre. In Wirklichkeit aber wurde der Präfekt gründlich irregeführt, und der tiefere Grund zu seiner Niederlage liegt in seiner Annahme, der Minister sei ein Narr, weil er im Rufe steht, ein Dichter zu sein. Alle Narren sind Dichter, das fühlt der Präfekt, und er irrt sich nur in der falschen Folgerung, dass deshalb auch alle Dichter Narren seien.«

»Aber ist er wirklich ein Dichter?« fragte ich. »Soviel ich weiß, gibt es da zwei Brüder, und beide haben sich in der Literatur einen Namen gemacht. Der Minister hat, glaube ich, über Differentialrechnung geschrieben. Er ist ein Mathematiker, aber kein Dichter.«

»Sie irren sich, ich kenne ihn gut, er ist beides. Als Dichter und Mathematiker versteht er zu denken; wäre er nur Mathematiker, dann hätte er überhaupt nicht gedacht und wäre leicht dem Präfekten ins Garn gegangen.«

»Ihre Behauptung«, sagte ich, »setzt mich in Erstaunen, denn sie widerspricht völlig der allgemeinen Ansicht. Seit Jahrhunderten gilt doch gerade das mathematische Denken als das einzige unwiderlegliche Denken.«

»Ich gebe zu«, erwiderte Dupin, »dass die Mathematiker ihr Bestes getan haben, den populären Irrtum, auf den Sie anspielen, zu verbreiten. Aber ich bestreite die praktische Anwendbarkeit und damit den Wirklichkeitswert ihrer abstrakten Formeln. Das mathematische Denken ist einfache Logik, die sich auf Form und Quantität bezieht. Im eigentlichen Leben, nehmen Sie zum Beispiel die Moral, haben mathematische Axiome gar keinen Sinn. Oder wenn Sie zwei gleichstarke Motive zueinander addieren, so haben sie nun nicht etwa ihren doppelten Wert. Trotzdem brauchen Sie einem Mathematiker, der Ihnen beweist, dass $x^2 + px = q$ ist, nur durch ein Experiment zu zeigen, dass die Formel im wirklichen Leben nicht immer stimmt. Dann kann ich Ihnen raten, sich so schnell wie möglich zu entfernen, denn er wird zweifelsohne versuchen, Sie niederzuschlagen.

Ich wollte Ihnen also nur sagen«, fuhr Dupin fort, während ich über seine letzte Bemerkung noch lachte, »dass der Präfekt mir schwerlich den Scheck hätte auszuschreiben brauchen, wenn der Minister weiter nichts als ein Mathematiker gewesen wäre. Ich wusste aber, dass er zugleich auch ein Dichter war, und traf danach meine Maßnahmen. Er war auch außerdem noch ein Höfling und ein verwegener Intrigant. Ein solcher Mann musste sowohl die Straßenüberfälle wie die polizeilichen Hausdurchsuchungen vorausgesehen und in Berechnung gezogen haben.



Gerade das häufige Fortbleiben vom Hause, das dem Präfekten so bequem war, betrachtete ich als List, um der Polizei das Suchen zu erleichtern und sie umso schneller davon zu überzeugen, dass sich der Brief nicht in dem Hause befinde. Alles was die Polizei dachte, hatte sich der Minister sicherlich auch schon durch den Kopf gehen lassen, und er wusste, dass selbst das feinste Versteck den genauen Methoden der Polizei nicht entgehen konnte. Ich begriff daher, dass er

notwendigerweise auf etwas ganz Einfaches verfallen, ja, sich sogar das Allereinfachste aussuchen musste. Sie erinnern sich wohl, wie laut der Präfekt lachte, als ich ihm bei seinem ersten Besuch sagte, das Geheimnis mache ihm vielleicht nur deshalb solche Mühe, weil es gar zu leicht zu lösen sei.«

»Ja«, sagte ich, »ich erinnere mich noch sehr gut an sein Lachen. Ich dachte fast, er wäre darüber erstickt.«

»Sehen Sie«, fuhr Dupin fort, »der Präfekt würde in seinem ganzen Leben nicht auf den Gedanken gekommen sein, dass der Minister vielleicht den Brief geradezu aller Welt dicht vor die Nase gelegt hätte, um so am gründlichsten zu verhüten, dass ihn irgend Jemand fände. Ich aber dachte an D.'s scharfen Verstand, an die Tatsache, dass er den Brief immer zur Hand haben musste, um ihn eventuell sofort zu benutzen, und kam so, besonders da ihn der Präfekt an einem versteckten Ort nicht gefunden hatte, zu der festen Überzeugung, dass der Minister auf den naheliegenden und klugen Ausweg verfallen war, ihn überhaupt nicht zu verstecken.

Von dieser Überzeugung erfüllt, setzte ich eine grüne Brille auf und machte eines Morgens einen ganz zufälligen Besuch im Ministerhotel. Ich traf D. zu Hause an. Er lungerte wie gewöhnlich gähnend herum und tat so, als langweilte er sich unendlich. In Wirklichkeit ist er vielleicht der energischste Mensch unserer Zeit – aber nur, wenn ihn niemand sieht.

Um mich als ebenso harmlos hinzustellen, klagte ich über meine schwachen Augen, die mich zwängen, eine Brille zu tragen. Während ich aber ganz in die Unterhaltung mit meinem Wirt vertieft zu sein schien, durchforschte ich unter dem Schutz dieser Brille sorgfältig und gründlich das ganze Zimmer.

Besondere Beachtung schenkte ich einem großen Schreibtisch, neben dem er saß. Alle möglichen Briefe

und sonstigen Papiere lagen in wirrem Haufen darauf, ferner zwei Musikinstrumente und ein paar Bücher. Ich konnte aber trotz langem und sorgfältigen Beobachten hier nichts Verdächtiges finden. Schließlich blieben meine Augen, die ich durch das ganze Zimmer schweifen ließ, an einem armseligen Kartenhalter von Pappe haften, der mitten über dem Kaminsims an einem schmutzigen blauen Band von einem kleinen Bronzeknopf herabbaumelte.

In dem Halter, der drei oder vier Gefächer hatte, lagen fünf bis sechs Visitenkarten und ein einzelner Brief. Dieser war ziemlich schmutzig und zerknittert. Er war in der Mitte fast durchgerissen, als habe man einen Augenblick die Absicht gehabt, ihn wie eine völlig wertlose Sache einfach fortzuwerfen, und dann diese Absicht geändert. Er trug ein großes, schwarzes Siegel mit einem sehr auffälligen D. als Monogramm und war in einer zierlichen Damenhandschrift an den Minister selbst adressiert. Er sah aus, als sei er gleichgültig und, wie es schien, verächtlich in eins der oberen Fächer des Kartenhalters hineingeworfen worden.

Kaum war mein Blick auf diesen Brief gefallen, als ich auch schon überzeugt war, dass es der gesuchte sei. Natürlich glich er äußerlich ganz und gar nicht dem, dessen genaue Beschreibung uns der Präfekt vorgelesen hat. Statt des kleinen, roten Siegels mit dem Wappen der herzoglichen Familie S. war hier ein großes, schwarzes angebracht mit einem D. als Monogramm.

Auch die Handschrift war gänzlich verschieden, und nur in der Größe glichen sich die beiden Briefe. Aber gerade diese vollständige Verschiedenheit, der schmutzige, zerrissene Zustand, der so gar nicht zu den wirklichen Gewohnheiten des Ministers passte, die offenbare

Absicht, dem Beobachter den Glauben an die Wertlosigkeit des Schriftstückes einzuprägen, die allzu auffällige Lage dicht vor aller Augen, erweckten meinen Verdacht. Ich zog meinen Besuch so lange hinaus, wie es nur ging, und während ich den Minister in ein angelegtes Gespräch über einen Gegenstand verwickelte, der, wie ich wusste, ihn noch immer gefesselt hatte, hielt ich meine ganze Aufmerksamkeit auf den Brief gerichtet. Ich prägte mir genau sein äusseres Aussehen und seine Lage in dem Kartenhalter ein. Dabei entdeckte ich auch, was mir den letzten Zweifel nahm, an den Falten, dass man, wie bei einem Handschuh, sein Inneres nach außen gewendet und ihn dann von neuem gesiegelt hatte. Ich verabschiedete mich von dem Minister und ging meiner Wege, wobei ich aber eine goldene Schnupftabakdose auf dem Tische liegen ließ.

Am nächsten Morgen sprach ich noch einmal wegen der Schnupftabakdose vor, und wir nahmen das Gespräch vom Tage vorher sehr lebhaft wieder auf. Mitten in dem Gespräch hörten wir gerade unter den Fenstern des Hauses einen Knall wie von einer Pistole, worauf ein paar entsetzte Schreie und laute Rufe einer erschreckten Volksmenge folgten. D. rannte ans Fenster, zog es empor und blickte hinaus. Inzwischen ging ich an den Kartenhalter, nahm den Brief heraus und steckte ihn in meine Tasche. Ich ersetzte ihn durch eine genaue Nachbildung (zum wenigsten was das äußere Aussehen anbetraf), die ich zu Hause sorgfältig hergestellt hatte.

Der Lärm auf der Straße war durch das wahnsinnige Benehmen eines Mannes verursacht worden, der eine Flinte mitten in eine Gruppe von Frauen und Kindern abgefeuert hatte. Da sich aber herausstellte, dass keine Kugel in dem Lauf gewesen war, ließ man den Burschen als Verrückten oder Trunkenbold laufen.



Als er gegangen war, kam D. vom Fenster, wohin ich ihm sofort nach Wegnahme des Briefes gefolgt war, wieder in die Mitte des Zimmers, und ich verabschiedete mich auch bald nachher. Der angeblich Verrückte war ein von mir bezahlter Mann gewesen.«

»Aber zu welchem Zwecke«, fragte ich, »ersetzen Sie den Brief durch eine Nachbildung? Wäre es nicht einfacher gewesen, bei Ihrem ersten Besuch den Brief offen wegzunehmen und davonzugehen?«

»D. ist ein verzweifelter Charakter«, sagte Dupin, »und hat Mut. Er verfügt auch in seinem Hause über sehr ergebene Diener. Hätte ich den tollen Versuch gemacht, den Sie mir rieten, ich wäre wohl nicht lebendig herausgekommen, und in Paris hätte man nie wieder von mir gehört. Aber ich hatte auch einen andern, und zwar einen politischen Grund. Ich trete für die Partei dieser Dame ein. Achtzehn Monate lang hat der Minister sie in seiner Gewalt gehabt. Jetzt ist es umgekehrt, denn da

er nichts von dem Verschwinden des Briefes weiß, wird er weiter so handeln wie bisher. Und damit wird er sich selbst eine Blöße stellen und seine politische Laufbahn vernichten. Es wird ein tiefer und sehr unangenehmer Sturz sein. Ich habe jedenfalls kein Mitleid mit ihm, denn er ist ein monstrum horrendum, ein Genie ohne Moral. Ich gestehe übrigens, dass ich gern sein Gesicht sehen möchte, wenn er merkt, dass eine »gewisse Person«, wie der Präfekt sie nennt, ihn fallen lässt, und er nun den Brief öffnet, den ich für ihn zurückgelassen habe.«

»Wie? Haben Sie etwas hineingeschrieben?«

»Nun, es schien mir nicht ganz recht zu sein, das Innere leer zu lassen, das wäre eine Beschimpfung gewesen. D. hat mir einmal in Wien einen bösen Streich gespielt, und ich sagte ihm scherzhaft, er würde sich noch einmal daran erinnern. Da ich nun weiß, dass er gern erfahren wird, wer ihn überlistet habe, so wollte ich ihm wenigstens einen Anhalt geben. Er kennt meine Handschrift sehr gut, und so schrieb ich mitten auf das leere Blatt nur die Worte:

. . . Un dessein si funeste,
S'il n'est digne d'Atrée, est digne de Thyeste.

. . . Ein Plan so tödlich,
Wenn er Atreus nicht würdig ist, ist Thyeste würdig.

Die Verse sind aus Crébillons Atrée.«



Bericht über den Fall Valdemar

Über die erregten Erörterungen, die der höchst seltsame Fall Valdemar hervorgerufen hat, wundere ich mich natürlich gar nicht, höchstens würde ich bei solchen Umständen das Gegenteil für ein Wunder halten. Trotz des Wunsches aller Beteiligten, die Sache vor der Öffentlichkeit geheim zu halten – wenigstens so lange, bis wir genauere Untersuchungen veranstalten konnten – trotz aller Mühe, die wir uns in dieser Hinsicht gaben, drangen doch falsche und übertriebene Gerüchte in weitere Kreise und veranlassten sehr unangenehme Auseinandersetzungen, vielfach auch spöttischen Unglauben.

Ich halte es deshalb für notwendig, einen Bericht über die Tatsachen zu geben, soweit ich sie selbst darlegen kann. Sie sind kurz gefasst folgende:

In den letzten drei Jahren war meine Aufmerksamkeit wiederholt auf den Mesmerismus gelenkt worden, und vor ungefähr neun Monaten fiel es mir plötzlich ein, dass es in der Reihe der vielen diesbezüglichen Experimente eine merkwürdige und unbegreifliche Lücke gebe – man hatte noch nie einen Sterbenden mesmerisiert.

Hierbei würde man nämlich feststellen können: erstens, ob in einem solchen Zustande ein Patient überhaupt für die magnetische Beeinflussung empfänglich sei; zweitens, wenn das der Fall wäre, ob diese Empfänglichkeit durch den Zustand des magnetischen Schlafs vermehrt oder vermindert würde; drittens, in welchem Maße oder auf wie lange Zeit man durch Mesmerisieren den Tod oder seine Folgeerscheinungen aufhalten könnte. Es gab dabei auch sonst noch interessante Punkte, aber diese drei erregten am meisten meine Neugierde – besonders der letztere, wegen der unendlichen Wichtigkeit seiner Konsequenzen. Indem

ich mich nach einem Objekt für meine Studien umsah, fielen meine Gedanken unwillkürlich auf meinen Freund Ernest Valdemar, den wohlbekannten Herausgeber der Bibliotheka Forensica, der auch unter dem Schriftstellernamen Issachar Marx den Wallenstein und den Gargantua ins Polnische übersetzt hatte.



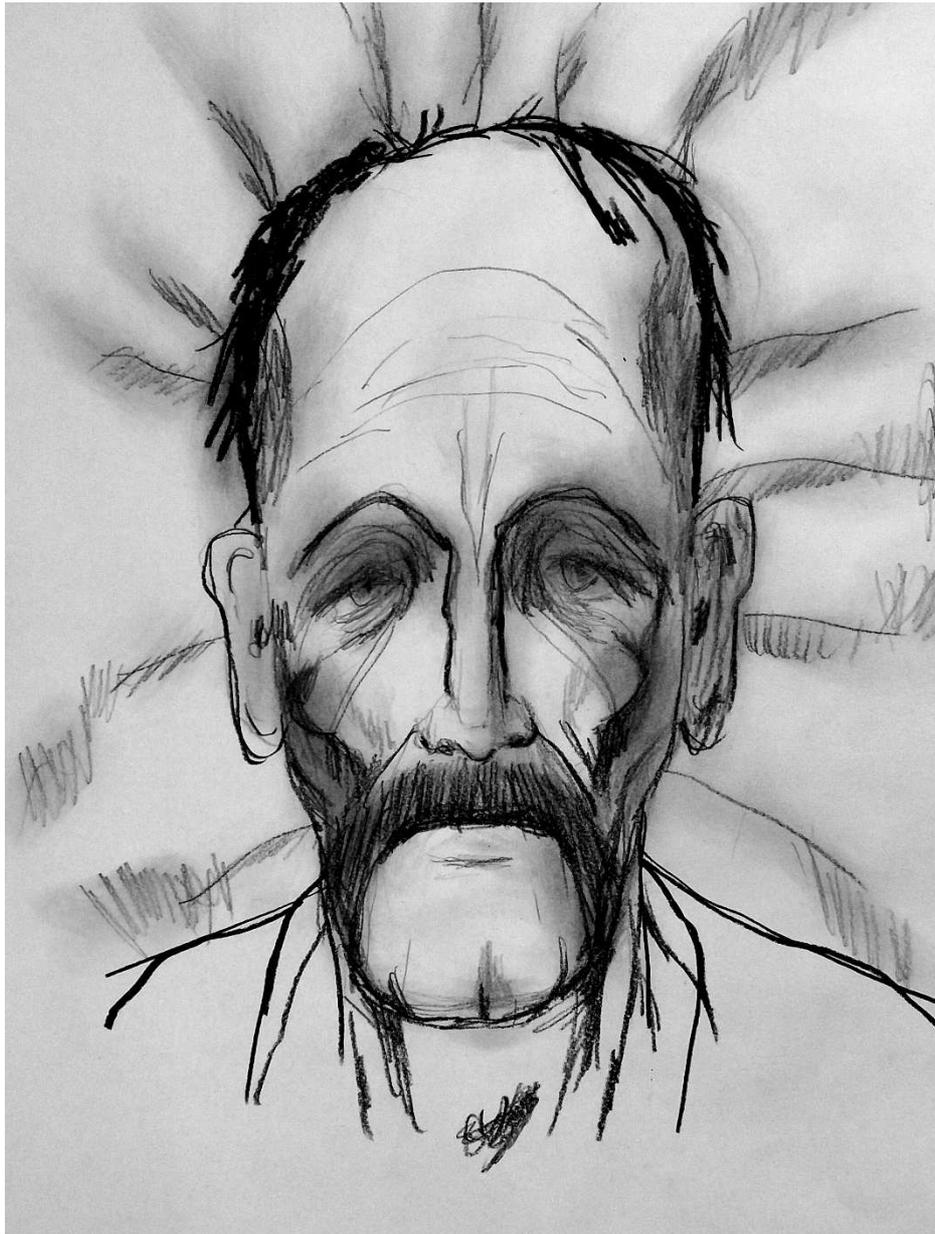
Valdemar, der seit dem Jahre 1839 meist in Harlem im Staate New-York gewohnt hat, fiel durch die außerordentliche Magerkeit seines Körpers und durch seinen

schneeweißen Schnurrbart auf, der so stark gegen sein tiefschwarzes Kopfhaar abstach, dass man dieses allgemein für eine Perücke hielt. Er war hochgradig nervös und dadurch sehr empfänglich für mesmeristische Experimente. Ein- oder zweimal hatte ich ihn ohne große Schwierigkeiten eingeschläfert, in anderer Hinsicht aber wurden meine Erwartungen, die ich auf seinen körperlichen Zustand gesetzt hatte, enttäuscht. Sein Wille kam eigentlich nie unter meine Kontrolle, und ebenso wenig konnte ich ihn zu irgendwelchem Hellsehen bringen. Ich schrieb diese meine Misserfolge stets seinem krankhaften Gesundheitszustand zu, denn schon ein paar Monate, bevor ich ihn näher kennen lernte, hatten mir die Ärzte mitgeteilt, dass er hochgradig schwindsüchtig sei. Er sprach auch stets ganz ruhig von seiner bevorstehenden Auflösung wie von einer unvermeidlichen Sache, die man nicht weiter zu bedauern brauchte.

Es war übrigens ganz natürlich, dass ich bei meinem Plan an Valdemar dachte. Ich kannte seine philosophische Abgeklärtheit und wusste, dass er keine Bedenken dagegen haben würde. Auch besaß er in Amerika keine Verwandten, die vielleicht Einspruch erhoben hätten. Daher sprach ich ganz offen mit ihm über den Gegenstand, und zu meinem Erstaunen interessierte er sich sofort lebhaft dafür. Ich sage zu meinem Erstaunen, denn er hatte zwar bisher stets seine Person zu solchen Experimenten hergegeben, ohne aber je eine innere Anteilnahme daran auszudrücken. Seine Krankheit verlief so, dass man den Tag des Todes ziemlich genau berechnen konnte, und wir kamen schließlich überein, dass er mich ungefähr vierundzwanzig Stunden vor dem Zeitpunkt, für den die Ärzte den Beginn der Auflösung erwarteten, holen lassen wollte.

Es ist jetzt etwas mehr als sieben Monate her, da erhielt ich folgenden, von Valdemar selbst geschriebenen Brief:

»Mein lieber P., Sie können jetzt ruhig kommen. D. und F. sind sich darüber einig, dass ich die morgige Mitternacht nicht überleben werde, und ich glaube, sie haben den Zeitpunkt ziemlich genau getroffen. Valdemar.«

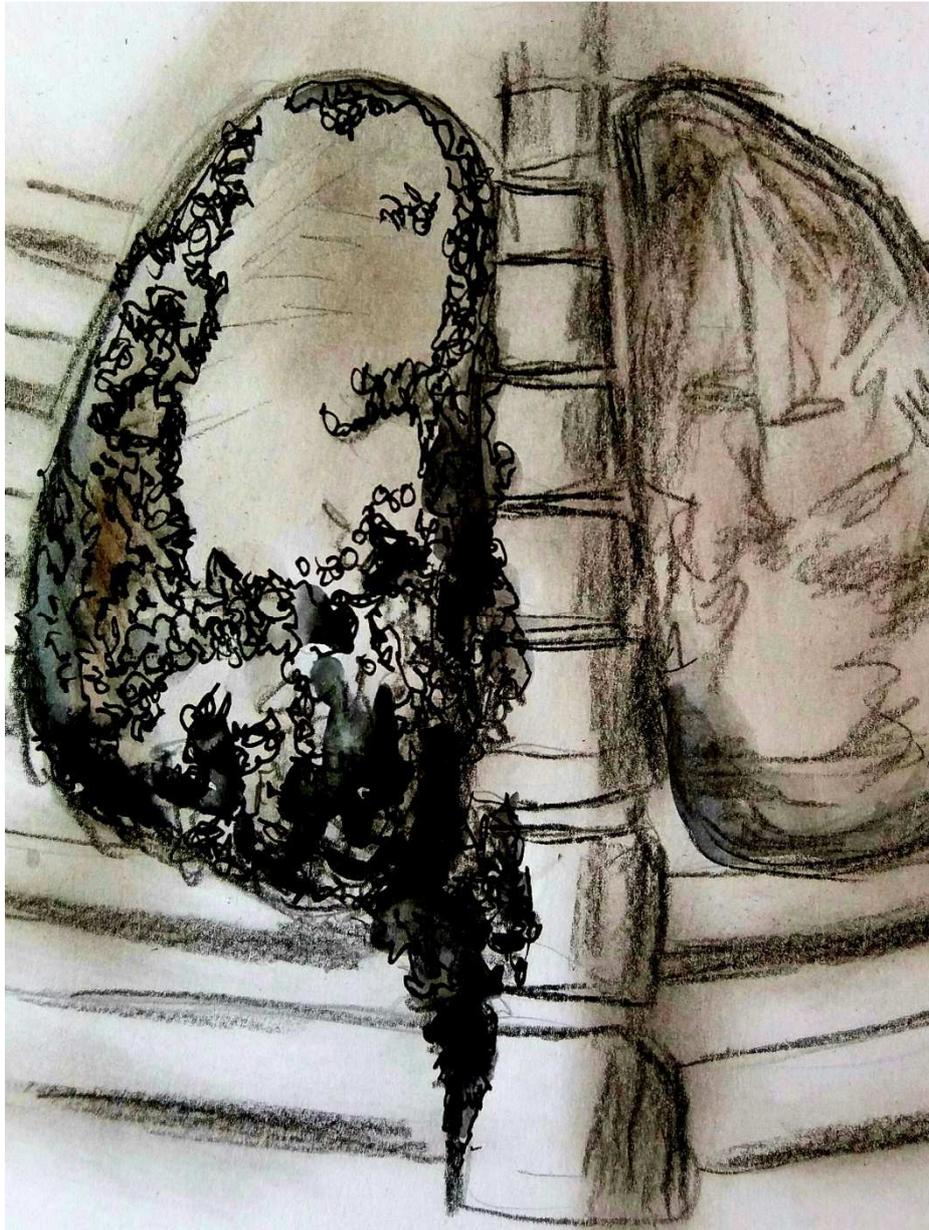


Ich empfang den Brief eine halbe Stunde, nachdem er geschrieben war, und fünfzehn Minuten später befand ich mich im Sterbezimmer des Mannes. Ich hatte ihn

seit zehn Tagen nicht gesehen und erschrak über die furchtbare Veränderung, die bei ihm eingetreten war. Sein Gesicht hatte eine bleigraue Farbe, seine Augen waren vollständig glanzlos, und die Abmagerung ging so weit, dass die Backenknochen durch die Haut traten. Der Auswurf war sehr stark, der Puls kaum noch vernehmlich. Trotzdem verfügte er über eine bemerkenswerte geistige und bis zu einem gewissen Grade sogar physische Kraft. Er sprach ganz deutlich, nahm ohne Hilfe lindernde Medizin ein und war, als ich das Zimmer betrat, damit beschäftigt, mit einem Bleistift Bemerkungen in ein Notizbuch zu schreiben. Er saß, durch Kissen gestützt, halb aufgerichtet im Bett, und die Ärzte D. und F. leisteten ihm Beistand.

Nachdem ich Valdemars Hand gedrückt, nahm ich die beiden Herren zur Seite und ließ mir von ihnen einen genauen Bericht über den Zustand des Patienten geben. Die linke Lunge befand sich seit achtzehn Monaten in einem halb verkalkten oder verknorpelten Zustand und war zum Atmen nicht mehr brauchbar. Die rechte war in ihrem oberen Abschnitt zum Teil, vielleicht auch ganz verkalkt, während die untere Hälfte nur noch eine Masse von eiternden Tuberkelherden bildete. An verschiedenen Stellen hatten ausgedehnte Durchlöcherungen stattgefunden, an einer war die Lunge fest mit den Rippen verwachsen. Diese Erscheinungen am rechten Flügel waren übrigens verhältnismäßig jüngeren Datums. Die Verkalkung hatte so schnelle Fortschritte gemacht, dass man einen Monat vorher noch nichts davon bemerken konnte und die Verwachsung sogar erst seit drei Tagen erkannt hatte. Unabhängig von der Schwindsucht bestand noch eine Geschwulst in der Herzschlagader, doch machte die Verkalkung der Lunge eine genaue Diagnose darüber unmöglich. Beide Ärzte waren der Ansicht, dass Valde-

mar um Mitternacht des folgenden Tages, der ein Sonntag war, sterben werde. Jetzt war es Samstagabend gegen sieben Uhr.



Die Ärzte D. und F. hatten, als sie das Bett verließen, um sich mit mir zu besprechen, von dem Kranken endgültig Abschied genommen, da sie nicht beabsichtigten, noch einmal wiederzukommen. Auf meine Bitte versprachen sie aber noch einen Besuch für den nächsten Abend um zehn.

Als sie fort waren, sprach ich offen mit Valdemar über seine bevorstehende Auflösung und vor allem über das verabredete Experiment. Er erklärte, er sei noch immer willig, ja begierig darauf, dass es gemacht werde, und drängte mich, sofort damit zu beginnen. Aber obgleich ein Pfleger und eine Pflegerin im Zimmer waren, trug ich doch Bedenken, einen solchen Versuch zu wagen, ohne für den Fall eines plötzlichen Unglücks zuverlässigere Zeugen als diese beiden zu haben. Ich verschob daher den Beginn des Experiments, bis mich am nächsten Abend gegen acht Uhr der Besuch eines mir bekannten Studenten der Medizin, des Herrn Theodor L., aus aller Verlegenheit riss. Es war zwar ursprünglich meine Absicht gewesen, auf die Ärzte zu warten, aber jetzt ließ ich mich doch verleiten, anzufangen. Valdemar bat mich dringend darum, und ich kam auch zur Überzeugung, dass keine Zeit zu verlieren sei, da seine Kräfte schnell abnahmen.

Herr L. erklärte sich auf meinen Wunsch gern bereit, alles, was geschehen würde, zu notieren, und das, was ich von jetzt ab berichte, ist wörtlich oder im Auszug seinen Aufzeichnungen entnommen.

Es war etwa fünf Minuten vor acht, als ich die Hand des Kraulen ergriff und ihn bat, Herrn L., so deutlich es ihm möglich sei, zu bezeugen, dass er (Valdemar) vollkommen damit einverstanden sei, dass ich mit ihm in diesem Zustand das Experiment des Mesmerisierens mache.

Er antwortete schwach, aber deutlich hörbar: »Ja, ich wünsche mesmerisiert zu werden.« Und gleich nachher fügte er hinzu: »Ich fürchte, Sie haben es zu lange hinausgeschoben.«

Während er dieses sagte, begann ich die Striche, die ich bei ihm schon als besonders einschläfernd erkannt hatte, indem ich meine Hände quer über die Stirn

führte. Er wurde auch ohne Zweifel sofort dadurch beeinflusst, aber obgleich ich alle meine Kraft anstrengte, kam ich doch eigentlich nicht viel weiter.



Als kurz nach zehn, wie verabredet, die Ärzte D. und F. kamen, erklärte ich ihnen in wenigen Worten meine

Absicht, und sie erhoben keine Einwendungen, da der Kranke schon im Todeskampf liege. Ich fuhr daher in meinen Bemühungen fort, ging aber jetzt von den Querstrichen über die Stirn zu Abwärtsstreichungen über und richtete meinen Blick fest auf das rechte Auge des Kranken.

Sein Puls war jetzt nicht mehr fühlbar, der Atem ging rasselnd und kam nur alle halbe Minuten.

Dieser Zustand blieb eine Viertelstunde lang fast unverändert. Dann aber entrang sich der Brust des Sterbenden ein tiefer Seufzer, und das rasselnde Atemgeräusch war nicht länger hörbar. Die Glieder des Kranken wurden eiskalt.

Fünf Minuten vor elf bemerkte ich unzweifelhafte Anzeichen der mesmerischen Einwirkung. Das glasige Aussehen der Augen war dem eigentümlichen, nach innen gerichteten Blick gewichen, der für Eingeschläferete so charakteristisch ist. Auf ein paar schnelle seitliche Striche begannen die Augenlider leise zu zittern, und kurz nachher schlossen sie sich ganz. Ich war aber damit noch nicht zufrieden, sondern fuhr unter Anspannung aller Willenskraft kräftig mit meinen Streichungen fort, bis die Gliedmaßen, die ich in eine bequeme Lage gebracht hatte, ganz steif geworden waren. Die Arme und Beine waren ausgestreckt, der Kopf lag etwas erhöht.

Als ich dieses Ziel erreicht hatte, war es Mitternacht geworden und ich bat die Herren, Valdemars Zustand zu untersuchen. Nach einigem Prüfen erklärten sie, dass er in einem ungewöhnlich tiefen mesmeristischen Schlaf liege. Das Interesse der beiden Ärzte war aufs höchste erregt. Dr. D. entschloss sich sofort, die Nacht über bei dem Kranken zu bleiben, während sich Dr. F. mit dem Versprechen, bei Tagesanbruch zurückzu-

kehren, entfernte. Auch Herr L. und das Pflegepaar blieben da.

Wir ließen Valdemar bis gegen drei Uhr morgens gänzlich ungestört. Dann näherte ich mich ihm und fand ihn in genau dem gleichen Zustand wie vorher. Er hatte seine Lage nicht verändert, und der Puls war nicht zu fühlen. Der Atem ging so leise, dass man ihn nur durch einen Spiegel feststellen konnte. Die Augen waren wie im natürlichen Schlaf geschlossen und die Glieder so steif und kalt wie Marmor. Trotzdem glich sein Zustand keineswegs dem eines Toten.

Als ich mich Valdemar näherte, machte ich einen halben Versuch, seinen rechten Arm in Kontakt mit den Bewegungen meines eigenen zu bringen, indem ich leicht über seinen Körper hinauf- und hinabstrich. Ich hatte mit solchen Versuchen bei dem Kranken bisher nie Erfolg gehabt und erwartete es natürlich auch jetzt nicht. Doch zu meinem Erstaunen folgte jetzt sein Arm ohne weiteres, wenn auch schwach, jeder Richtung, die ich mit meinem Arm angab. Das gab mir den Mut, auch einige Worte an ihn zu richten.

»Valdemar«, fragte ich, »schlafen Sie?« Er gab keine Antwort, aber ein leichtes Zittern, das ich an seinen Lippen bemerkte, veranlasste mich, die Frage mehrmals zu wiederholen. Bei der dritten Wiederholung ging ein kaum bemerkbares Zittern durch den ganzen Körper. Die Augenlider öffneten sich so weit, dass sie einen schmalen Schlitz des Weißen sehen ließen, die Lippen bewegten sich schwerfällig, und in einem fast unhörbaren Flüstern drangen die Worte hervor:

»Ja – ich schlafe jetzt. Wecken Sie mich nicht! – Lassen Sie mich so sterben!«

Ich befühlte jetzt die Glieder, sie waren so steif wie vorher. Der rechte Arm aber gehorchte auch jetzt wieder den Bewegungen meiner Hand.

»Fühlen Sie noch Schmerzen in der Brust, Valdemar?«
fragte ich nunmehr den Mesmerisierten.

Die Antwort kam sofort, war aber fast noch weniger
hörbar als vorher:

»Keine Schmerzen – ich sterbe.«



Ich hielt es nicht für angebracht, ihn jetzt noch weiter
zu stören, und es wurde nichts mehr gesagt noch
getan, bis kurz vor Sonnenaufgang Dr. F. kam, der
maßlos erstaunt war, den Kranken noch am Leben zu
finden. Nachdem er den Puls befühlt und den Atem-
spiegel an die Lippen gesetzt hatte, bat er mich, noch-

mals zu dem Mesmerisierten zu sprechen. Ich tat es und fragte:

»Valdemar, schlafen Sie noch?«

Wiederum vergingen einige Minuten, ehe eine Antwort kam, und in der Zwischenzeit schien der Sterbende alle Energie zum Sprechen zu sammeln. Bei der vierten Wiederholung meiner Frage sagte er ganz schwach und fast unhörbar:

»Ja, ich schlafe noch – ich sterbe.«

Es war nunmehr die Meinung, oder vielmehr der Wunsch der Ärzte, dass man Valdemar in diesem offenbar ruhigen Zustande bis zum Eintritt des Todes lassen sollte, was nach unserer aller Ansicht nur noch wenige Minuten dauern konnte. Ich beschloss aber, noch ein einziges Mal zu ihm zu sprechen, und wiederholte einfach meine letzte Frage.

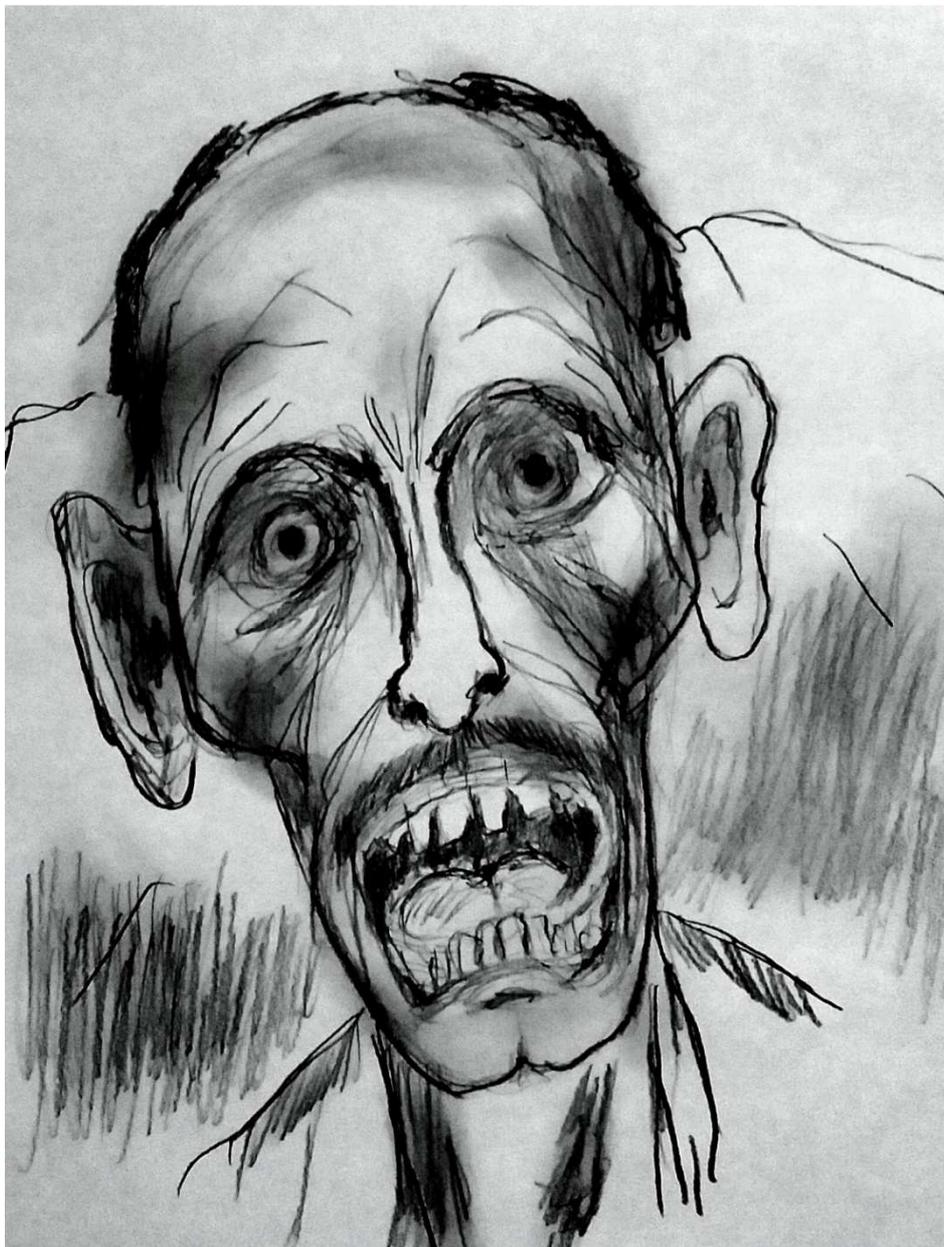
Bei meinen Worten trat eine auffällige Veränderung im Aussehen des Mesmerisierten ein. Die Augen öffneten sich langsam, wobei die Pupillen nach oben rollten, die Haut nahm einen leichenhaften Schimmer an, glich aber nicht so sehr Pergament als Papier, und die runden, hektischen Flecken, die bisher deutlich auf jeder Wange zu sehen gewesen, erloschen ganz plötzlich.

Ich gebrauche absichtlich diesen Ausdruck, denn ihr Verschwinden erinnerte mich ganz und gar an das durch einen Windstoß verursachte Erlöschen einer Kerze. Die Oberlippe, die bisher die Zähne bedeckt hatte, zog sich in demselben Augenblick zurück, während der ganze Unterkiefer mit einem hörbaren Ruck herabfiel, so dass der Mund weit offen stand und deutlich die geschwollene schwärzliche Zunge zeigte. Ich glaube, dass wohl keinem der Anwesenden die Schrecken eines Sterbelagers unbekannt waren, aber Valdemar sah in diesem Augenblick so über alle Vor-

stellungen grauenhaft aus, dass wir unwillkürlich aus der Nähe des Bettes zurückwichen.

Ich komme jetzt bei meinem Bericht zu einem Punkt, wo mir jeder Leser den Glauben verweigern wird.

Trotzdem halte ich es für meine Aufgabe, einfach in meinem Bericht fortzufahren. Bei Valdemar war auch nicht das schwächste Zeichen von Leben mehr festzustellen, und in der Überzeugung, er sei tot, wollten wir ihn schon der Obhut des Pflegepersonals überlassen, als wir eine starke, zitternde Bewegung an der Zunge bemerkten. Sie dauerte vielleicht eine Minute.



Dann aber kam zwischen den starren und bewegungslosen Kiefern eine Stimme hervor – die auch nur beschreiben zu wollen Wahnsinn wäre. Es gibt vielleicht zwei oder drei Eigenschaftswörter, die hier einen schwachen Hinweis geben.

Ich könnte zum Beispiel sagen, der Klang sei miss-tönend, gebrochen und hohl gewesen, aber das Grauenhafte des ganzen Eindrucks lässt sich nicht beschreiben, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil nie ähnliche Laute ein menschliches Gehör gequält haben. Trotzdem möchte ich zwei Besonderheiten anführen, die wenigstens diesen Eindruck etwas charakterisieren und eine gewisse Idee von seiner Unnatürlichkeit geben. Zunächst einmal schien es uns – oder wenigstens mir – als ob die Stimme aus einer unendlichen Ferne oder aus einer tiefen Höhle im Erdboden käme. Ferner gab sie mir eine ähnliche Empfindung (ich fürchte sehr, dass ich mich hier kaum verständlich ausdrücken kann), wie wenn sie bei der Berührung einer gallertartigen oder klebrigen Masse hat. Ich habe sowohl von dem Klang wie von der Stimme gesprochen. Ich möchte sagen, dass der Klang eine deutliche, eine verblüffend deutliche Silbenbetonung zeigte. Valdemar sprach wirklich – und zwar in Antwort auf meine, wenige Minuten vorher an ihn gerichtete Frage, ob er noch schlief. Er sagte folgendes:
»Ja – nein – ich habe geschlafen – und jetzt – jetzt – bin ich tot.«

Niemand von den Anwesenden machte den Versuch, das unaussprechliche, schauerliche Entsetzen zu verbergen, das diese wenigen, auf solche Weise ausgestoßenen Worte in uns erregen mussten. Mr. L., der Student, fiel in Ohnmacht. Die Pfleger verließen sofort

das Zimmer und konnten durch nichts veranlasst werden, zurückzukommen. Meine eigenen Eindrücke könnte ich unmöglich dem Leser verständlich machen. Fast eine Stunde lang bemühten wir uns schweigend – denn keiner von uns wagte ein Wort zu äußern –, Mr. L. wieder zum Bewusstsein zu bringen. Erst als er wieder zu sich gekommen war, begannen wir eine erneute Untersuchung von Valdemars Zustand.

Dieser Zustand war im Allgemeinen der gleiche geblieben, wie ich ihn schon beschrieben habe, nur dass der Spiegel keine Anzeichen des Atmens mehr wies. Ein Versuch, dem Arm etwas Blut zu entnehmen, misslang. Ferner möchte ich erwähnen, dass auch sein Arm nicht mehr meinem Willen gehorchte, und vergebens suchte ich ihn in Kontakt zu meinen Handbewegungen zu bringen. Das einzige Anzeichen eines mesmeristischen Einflusses fanden wir in dem Erzittern der Zunge, das jedesmal eintrat, wenn ich an Valdemar eine Frage stellte. Es schien, als ob er eine Anstrengung machte, zu antworten, aber doch nicht genügend Beweglichkeit dazu hätte. Ich versuchte auch, die übrigen der Anwesenden in mesmeristischen Rapport mit ihm zu setzen, aber gegen alle Fragen von ihrer Seite blieb er völlig unempfindlich. Ich glaube, ich habe nunmehr alles Nötige mitgeteilt, um den damaligen Zustand des Eingeschläferten zu beschreiben.

Wir besorgten neue Pfleger, und ich verließ mit den beiden Ärzten und Mr. L. gegen zehn Uhr morgens das Haus. Nachmittags besuchten wir von neuem den Kranken und fanden seinen Zustand unverändert. Wir besprachen uns darüber, ob es recht und tunlich sei, ihn aufzuwecken, kamen aber ohne Schwierigkeiten überein, dass dadurch nichts Gutes erreicht werden könnte.

Es war klar, dass hier tatsächlich der Tod, oder was man im allgemeinen Tod nennt, durch die Mesmerisierung aufgehalten war. Und daraus folgte für uns, dass ein Aufwecken Valdemars nur seine sofortige oder baldige Auflösung zur Folge haben musste.

Von dieser Zeit an bis zum Ende der vorigen Woche – also fast sieben Monate lang – fuhren wir fort, täglich in Valdemars Haus vorzusprechen, wobei wir dann und wann von ärztlichen und anderen Freunden begleitet wurden. Während dieser ganzen Periode blieb der Eingeschläferte in genau demselben Zustande, wie ich ihn zuletzt beschrieben habe. Er befand sich immer in Überwachung durch die Pfleger.

Am letzten Freitag nun beschlossen wir endgültig, ihn aufzuwecken oder wenigstens den Versuch zu machen, ihn aufzuwecken, und das (vielleicht) unglückliche Resultat dieses Versuchs hat dann zu vielen Auseinandersetzungen in privaten Kreisen und zu den nach meiner Ansicht unberechtigten Gefühlsausbrüchen geführt.

Um Valdemar aus der mesmeristischen Einschläferung zu erwecken, machte ich wieder die gewöhnlichen Striche. Eine Zeitlang hatte ich damit keinen Erfolg. Das erste Anzeichen des Erwachens war eine kleine Senkung der Iris. Als besonders auffallend wurde hierbei bemerkt, dass bei diesem Herabtreten der Pupille eine gelbe Flüssigkeit unter dem Augenlid herausfloss, die einen durchdringenden und sehr unangenehmen Geruch verbreitete.

Man riet mir jetzt zu einem Versuch, den Arm des Eingeschläferten wie früher zu beeinflussen. Ich versuchte dies auch, hatte aber keinen Erfolg damit. Darauf drückte Dr. F. den Wunsch aus, ich möchte eine

Frage stellen. Ich tat das auch, und zwar folgendermaßen:

»Valdemar, können Sie uns Ihre augenblicklichen Gefühle oder Wünsche mitteilen?«

Für einen kurzen Augenblick traten die hektischen Flecken wieder auf die Wangen, die Zunge bebte oder vielmehr rollte heftig im Munde, obgleich die Kiefer und Lippen so starr blieben wie vorher, und schließlich brach dieselbe grauenhafte Stimme hervor, wie ich sie schon geschildert habe:

»Um Gotteswillen! – schnell! – schnell! – schläfern Sie mich ein – oder schnell! – erwecken Sie mich! – schnell! – ich sage Ihnen ja, dass ich tot bin!«

Ich war vollständig außer Fassung und konnte mich im Augenblick nicht entscheiden, was ich tun sollte.

Zuerst versuchte ich, den Patienten zu beruhigen; da mir das aber mangels jeder Willenskraft nicht gelang, tat ich das Umgekehrte und gab mir alle Mühe, ihn zu erwecken. Ich sah auch bald ein, dass ich hierbei wenigstens Erfolg haben würde – oder wenigstens bildete ich mir das ein, wie auch alle andern im Zimmer glaubten, der Patient würde sogleich erwachen.

Was aber wirklich geschah, darauf konnte unmöglich irgendein menschliches Wesen vorbereitet sein.

Während ich ganz schnell meine mesmerischen Striche machte, brachen die Ausrufe »tot! tot! tot!« direkt von der Zunge und nicht von den Lippen des Leidenden, und plötzlich im Zeitraum von kaum einer Minute sank der ganze Körper unter meinen Händen in sich zusammen. Er zerfiel und verweste förmlich vor unser aller Augen, und auf dem Bett lag nur noch eine halbflüssige Masse von unerträglicher, ekler Fäulnis.





William Wilson

Ich will mich hier William Wilson nennen, und die reinen Blätter, die jetzt vor mir liegen, sollen mit meinem richtigen Namen nicht beschmutzt werden. Dieser ist ja auch viel zu sehr der Gegenstand des Abscheus, des Entsetzens, der Verachtung meiner Mitmenschen geworden. Hat sich nicht bis in die fernsten Winkel des Erdballs der öffentliche Unwille über meine unerhörten Schandtaten verbreitet? O Auswurf des allerniedrigsten Auswurfs! Bist du nicht auf ewig tot für die schöne Welt? Für ihre Freuden und Blüten und ihre goldenen Träume? Und schwebt nicht eine dichte, hässliche, endlose Wolke zwischen deinem Hoffen und dem Himmel?



Ich möchte, selbst wenn ich es könnte, hier heute keinen Bericht über meine letzten, von unaussprechlichem Elend und unverzeihlichen Verbrechen erfüllten Jahre hinschreiben. Diese Zeit – die der letzten Jahre – hat mit einem plötzlichen Anwachsen meiner Verworfenheit begonnen, deren Ursprung zu schildern der einzige Zweck meiner Aufzeichnungen ist. Die meisten Menschen werden gradweise schlechter, von mir aber fiel tatsächlich in einem Augenblick alles Gute wie ein Mantel herab. Von verhältnismäßig schlechter Harmlosigkeit ging ich mit einem Riesenschritt über alle Ungeheuerlichkeiten eines Heliogabal hinaus.



Welch ein Zufall, Welch ein Ereignis dieses Böse in mir zum Ausbruch brachte, will ich so gleichmütig wie möglich erzählen. Mein Tod ist nahe, und der Schatten, der

ihm vorausfliegt, hat einen besänftigenden Einfluss auf meine Seele ausgeübt. In dem Augenblick, da sich das dunkle Tal mir öffnet, sehne ich mich nach dem Mitgefühl, ich hätte bald gesagt, nach dem Mitleid meiner Mitmenschen. Ich möchte sie gern glauben machen, dass ich gewissermaßen ein Sklave von Umständen war, die mit übermenschlicher Kraft wirkten. Ich möchte, dass sie in der Wüste meiner Irrtümer doch auch die Oase eines bösen Schicksals bemerken. Ich möchte ihnen, wenn sie es erlauben, zu bedenken geben, dass, so groß auch immer Versuchung auf einzelnen Menschen gelastet haben mag, doch niemals ein Mensch so schwer wie ich versucht worden ist, und dass sicherlich keiner einen solchen Fall getan hat. Aus dem gleichen Grunde hat wohl auch niemand so wie ich gelitten. Habe ich denn nicht immer wie im Fieber gelebt? Sterbe ich jetzt nicht in Angst und Grauen als Opfer der wahnsinnigsten Visionen, die sich je unter dem Mond ereignet haben?

Ich stamme aus einem Geschlecht, das zu allen Zeiten durch sein phantastisches und leicht erregbares Temperament aufgefallen ist, und gab schon in frühester Kindheit Beweise, wie sehr ich diesen Familiencharakter geerbt hatte. Je mehr ich heranwuchs, desto stärker prägte es sich aus, so dass meine Freunde manchen Grund zur Beunruhigung hatten und ich mir selbst häufig Schaden zufügte. Ich wurde eigenwillig, überließ mich den wildesten Launen und unbeherrschtesten Leidenschaften. Meine willensschwachen und an ähnlichen Fehlern leidenden Eltern konnten nur wenig zur Unterdrückung meiner schlechten Neigungen tun. Einige schwache und unzulängliche Versuche versagten ganz und bestärkten mich nur im Triumph des Bösen. Von da ab wurde meine Stimme im Hause Gesetz, und in einem Alter, wo die meisten Kinder noch am Gängel-

band geführt werden, überließ man mich schon meinem eigenen Willen, und ich konnte tun und lassen, was mir behagte.



Meine frühesten Erinnerungen aus meiner Schulzeit knüpfen sich an ein großes, weitschweifiges Gebäude im elisabethanischen Stil, das in einem düster aussehenden englischen Städtchen mit ganz alten Häusern lag und von einer großen Menge riesiger und zerfallener

Bäume umgeben war. Wirklich, diese alte, ehrwürdige Stadt bildete einen traumhaft stillen Winkel.

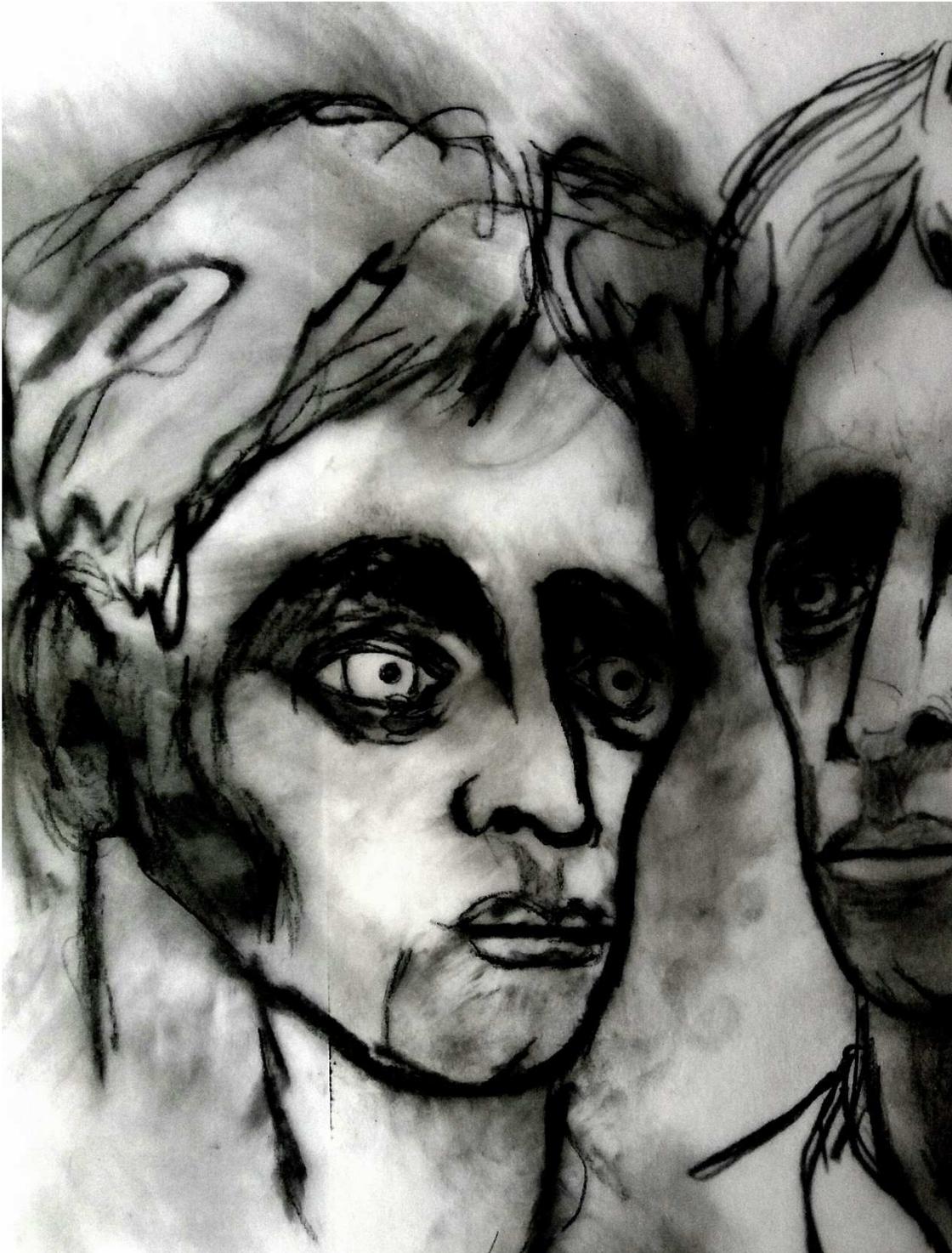


Noch jetzt glaube ich die kühle Frische der dunkel-schattigen Alleen zu fühlen, den Duft der unzähligen Sträucher einzusatmen und wieder mit unsagbarem Entzücken den tiefen, hohlen Klang der Kirchenglocke zu hören, die nach jeder Stunde mit einem plötzlichen Dröhnen die versonnene Stille unterbrach, in der der gezackte gotische Turm in Schlaf gebettet lag.

Umgeben von den schweren Mauern dieses alten Schulgebäudes verbrachte ich, aber ohne Abneigung und Widerwillen, das dritte Jahrfünft meines Lebens. Das an Einfällen so reiche Gehirn des Kindes braucht nicht viele äußere Eindrücke, um sich zu beschäftigen oder zu unterhalten, und die scheinbar so traurige Eintönigkeit des Schullebens barg für mich tiefere Erregungen, als mir der Luxus meiner reiferen Jugend und die Verbrechen meiner Mannesjahre geboten haben. Trotzdem glaube ich, dass meine erste geistige Entwicklung eine ziemlich ungewöhnliche, ja vielleicht unnatürliche gewesen ist. Gewöhnlich üben die Ereignisse der Kindheit auf das Leben im reiferen Alter doch selten eine bestimmtere Wirkung aus. Alles ist grauer Schatten – ist schwaches, unbestimmtes Erinnern – eine unbestimmte Menge dürftiger Vergnügen und eingebildeter Leiden. Bei mir ist das nicht so. Ich muss als Kind alles das schon mit männlicher Energie empfunden haben, was noch jetzt mit unvergänglichen Linien tief und fest in mein Gedächtnis eingegraben ist.

Und wirklich gaben mir mein Feuer, mein begeistertes Fühlen und das Gebietende meines Wesens einen hervorragenden Platz unter meinen Mitschülern, und nach und nach gewann ich eine gewisse Herrschaft über alle Gleichaltrigen – mit einer einzigen Ausnahme. Diese Ausnahme war ein Schüler, der, obgleich er nicht mit mir verwandt war, doch denselben Vornamen und Familiennamen wie ich trug. Übrigens braucht man das noch nicht für ein besonders merkwürdiges Zusammenreffen zu halten, denn mein Name war trotz meiner sehr vornehmen Abstammung auch unter den niederen Klassen sehr gebräuchlich. Mein Namensvetter nun wagte es allein in meiner Klasse, mit mir zu wetteifern und bei Sport und Spiel mir entgegenzutreten. Er widersprach meinen Worten, unterwarf sich nicht

meinem Willen und durchkreuzte bei jeder Gelegenheit meine Pläne.



Nun gibt es nirgendwo auf der Welt einen so grenzenlosen Despotismus wie den, den ein überlegener Geist in der Knabenzeit über seine weniger energischen

Spielgefährten ausübt. Wilsons Rebellion war für mich eine Quelle fortwährender Verlegenheit, und das umso mehr, weil ich zwar öffentlich ihm und seinen Anmaßungen in prahlerischem Hohn entgegentrat, innerlich ihn aber fürchtete und wusste, dass die Leichtigkeit, mit der er es mit mir aufnahm, ein Beweis für seine tatsächliche Überlegenheit war. Aber von dieser Überlegenheit oder auch nur Gleichheit hatte niemand außer mir eine Ahnung, denn meine Kameraden waren in dieser Beziehung mit Blindheit geschlagen. In Wirklichkeit zeigte sich auch sein Wettbewerb, sein Widerstand und besonders sein hartnäckiges und zähes Durchkreuzen meines Willens mehr im Geheimen. Von dem Ehrgeiz, der mich antrieb, und der leidenschaftlichen Energie, durch die ich Erfolge gewann, schien er gar nichts in sich zu haben, so dass es aussah, als handle er nur aus einem seltsamen Wunsch, mich zu ärgern, zu verblüffen oder zu quälen. Manchmal aber bemerkte ich mit einem Gefühl des Staunens, der Beschämung und der Wut, wie er in seine Beleidigungen, Kränkungen und Widersprüche einen ganz unangebrachten und mir unangenehmen Ausdruck der Zuneigung hineinmischte. Ich schrieb dieses seltsame Benehmen einer tiefen Selbstverachtung zu, die sich unter einer Miene überlegener Gönnerschaft verbarg. Vielleicht war es diese letzte Eigenheit seines Benehmens, die in Verbindung mit der Gleichheit unserer Namen und der Tatsache, dass wir am gleichen Tag in die Schule eingetreten waren, in den oberen Klassen des Instituts die Meinung verbreitete, wir seien Brüder. Nun war Wilson, wie ich schon erwähnt habe, auch nicht im Entferntesten mit meiner Familie verwandt. Trotzdem hätte man uns sogar für Zwillinge halten können, denn wie ich nach dem Verlassen des Instituts zufällig erfuhr, ist mein Namensvetter merkwürdiger-

weise genau wie ich am neunzehnten Januar 1809 geboren worden.

Seltsam mag es auch erscheinen, dass ich trotz des fortwährenden Unbehagens, das mir der Wettbewerb Wilsons und sein unerträglicher Trieb, mir zu widerstreiten, verursachte, es doch nicht dazu bringen konnte, ihn wirklich zu hassen. Wir hatten zwar fast jeden Tag einen Streit, bei dem ich stets vor der Öffentlichkeit den Sieg davontrug, er mich aber heimlich irgendwie fühlen ließ, dass er ihn verdient habe, doch kam es infolge meines Stolzes und seiner inneren Würde nie zu einem völligen Abbruch unserer Beziehungen. Auf der anderen Seite gab es so viel Gemeinsames in unserem Wesen, dass sich vielleicht ohne unsere Rivalität zwischen uns eine gewisse Freundschaft entwickelt hätte. Es ist wirklich schwer, meine Gefühle, die ich zu ihm hegte, richtig zu beschreiben.

Sie bildeten eine bunte Mischung der widerstrebendsten Dinge. Es war darunter eine verdrießliche Abneigung, die aber nicht zum Hass auswuchs, etwas Achtung und noch mehr Respekt, sehr viel Furcht und eine ganze Welt unbezähmbarer Neugierde. Für den Menschenkenner brauche ich nicht hinzuzufügen, dass Wilson und ich auch ganz unzertrennliche Gefährten waren. Natürlich führte das unnatürliche Verhältnis, das zwischen uns herrschte, dazu, allen meinen häufigen, teils offenen, teils versteckten Angriffen gegen ihn einen scherzhaften Charakter zu geben. Und so sehr ich ihn dadurch verletzen wollte, zu offener und ernsthafter Feindschaft ging ich doch nicht über. Aber meine Versuche, so witzig ich sie vorbereitet hatte, waren doch selten erfolgreich, denn mein Namensvetter besaß jene selbstverständliche und ruhige Sicherheit, die zwar die Schärfe ihres eigenen Witzes anzuwenden weiß, aber selbst keine verwundbare Stelle hat und darum

wenig Grund zum Lachen gibt. Ich fand überhaupt nur einen schwachen Punkt bei ihm, der in einem, vielleicht durch eine chronische Krankheit herbeigeführten körperlichen Mangel lag. Mein Nebenbuhler litt an einer Schwäche der Kehlkopforgane, die ihn hinderte, seine Stimme jemals über ein ganz leises Flüstern zu erheben. Ein anderer Gegner hätte vielleicht gerade diesen Mangel geschont, aber ich war am Ende meines Witzes und verfehlte nicht, so gut ich konnte, aus dieser Flüsterstimme meinen Vorteil zu ziehen.

Wilson zahlte mir meinen Spott auf mannigfaltige Weise heim, besonders gab es eine Sache, mit der er mich maßlos quälte. Wie sein Scharfsinn es eigentlich entdeckt hat, dass etwas so Geringfügiges mich so ärgern konnte, habe ich nie herausgefunden. Als er es aber einmal wusste, verfehlte er nicht, täglich davon Gebrauch zu machen. Ich hatte immer gegen meinen durchaus nicht vornehmen Familiennamen einen Widerwillen gehabt, ebenso auch gegen meinen direkt plebejischen Vornamen. Die Worte waren Gift in meinen Ohren, und als mit mir zusammen ein zweiter William Wilson auf das Institut kam, ärgerte ich mich, dass ein zweiter, ein Fremder meinen Namen trug, und dass ich ihn jetzt doppelt häufig hören musste.

Aber dieser Verdruss wuchs erst recht, als ich mit jedem Augenblick klarer bemerkte, welche eine starke geistige und körperliche Ähnlichkeit zwischen uns bestand. Ich wusste damals noch nichts von unserer Gleichaltrigkeit, aber ich bemerkte, dass wir von derselben Größe und auch sonst an Statur und Gesichtsausdruck uns gleich waren. Ich ärgerte mich auch über das Gerede in den oberen Klassen, wir beide seien miteinander verwandt. Mit einem Wort, nichts konnte mich mehr verwirren als irgendeine Anspielung auf geistige

oder körperliche Ähnlichkeit zwischen uns. Ich suchte diese Verwirrung natürlich sorgfältig zu verbergen, und ich glaube auch nicht, dass außer Wilson selbst irgend Jemand auf diese Ähnlichkeit geachtet oder gar darüber gesprochen hat. Dass er sie in jeder Hinsicht und so scharf wie ich kannte, war offenbar; aber dass er meine sorgfältig verheimlichten inneren Gefühle darüber entdeckte, beweist seinen ungewöhnlichen Scharfsinn. Er machte sich nun ein Vergnügen daraus, mich durch Worte und Handlungen aufs vollkommenste nachzuahmen, und spielte seine Rolle ausgezeichnet. Meine Kleidung zu kopieren war nicht schwer, auch gelang ihm meine Gangart und meine Haltung ohne Schwierigkeit. Aber sogar auch meine Stimme entging ihm nicht trotz seines körperlichen Fehlers. Natürlich konnte er nicht den lauten Ton erreichen, aber die Grundlage war dieselbe, und sein eigenartiges Flüstern wurde das genaue Echo des meinigen.

Wie sehr dieses ganz vollkommene Abbild meines Wesens mich quälte (denn man konnte es nicht eine Karikatur nennen), will ich nicht versuchen zu beschreiben. Mein einziger Trost dabei war, dass offenbar niemand außer mir selbst diese Nachahmung bemerkte, und dass ich nur das Wissen und das seltsame, sarkastische Lächeln meines Namensvetters ertragen musste. Zufrieden damit, auf mich den beabsichtigten Eindruck gemacht zu haben, schien er innerlich über den Stich, den er mir beigebracht hatte, zu lächeln und machte sich bezeichnenderweise nichts aus dem öffentlichen Beifall, den er mit einem solchen gelungenen Witz sicherlich leicht hätte erzielen können.

Dass die Schule wirklich nichts von seiner Absicht merkte, die Ausführung nicht sah und nicht darüber grinste, das bildete lange und angstvolle Monate hindurch ein mir unlösbares Rätsel. Vielleicht war es gerade die Vollendung seiner Nachahmung, die sie als

solche verbarg, vielleicht verdankte ich meine Sicherheit auch dem meisterhaften Gesichtsausdruck des Nachahmers, der es verschmähte, einem blöden Publikum den Schlüssel zu geben, und mir allein das Nachdenken und den Ärger über sein witziges Spiel zu kosten gab.



Ich habe schon von der unangenehmen, gönnerhaften Miene gesprochen, die er mir gegenüber annahm, und von seinen häufigen, zudringlichen Einmischungen in meine Absichten. Diese Einmischungen nahmen manchmal den Charakter von Ermahnungen an, von Ermahnungen, die nicht offen erteilt, sondern durch Winke und Hindeutungen gegeben wurden. Ich empfang sie mit

einem Widerstreben, das immer mehr wuchs, je älter ich wurde. Aber heute, nach so langer Zeit, möchte ich ihm doch die Gerechtigkeit zukommen lassen und anerkennen, dass er sich nicht ein einziges Mal in dem, was er mir riet, geirrt hat, und dass, abgesehen von seinen sonstigen Fähigkeiten, sein moralisches Gefühl weit über meinem eigenen stand. Vielleicht wäre ich heute ein besserer und damit auch ein glücklicherer Mann, hätte ich nicht so oft seinen Rat zurückgewiesen, den er mir in seinem so ernstesten und von mir so gehassten Flüsterton zu geben pflegte.

So aber wehrte ich mich immer hartnäckiger gegen seine abscheuliche Vormundschaft, und von Tag zu Tag kämpfte ich offener gegen das, was ich seine unerträgliche Anmaßung nannte. Wie ich schon sagte, hätten die Gefühle, die ich in den ersten Jahren der Schulzeit für ihn hegte, leicht zur Freundschaft reifen können, in den letzten Monaten aber gingen meine Gefühle, obgleich sein Wesen zweifellos viel zurückhaltender geworden war, in hohem Maße zu offenem Hass über. Bei einer Gelegenheit bemerkte er das, glaube ich, und mied mich von da ab, oder tat wenigstens so, als ob er mich miede.

Um dieselbe Zeit, wenn ich mich recht erinnere, geriet ich mit ihm in einen heftigen Streit, in dessen Verlauf er mehr als sonst aus seiner Zurückhaltung fiel und mit einer Offenheit seines Wesens sprach und handelte, die ihm sonst sehr fremd war. Bei dieser Gelegenheit glaubte ich in dem Ton seiner Sprache, in seinem Gesicht und in seiner ganzen Erscheinung etwas zu entdecken, was mich zuerst erschreckte und dann auf tiefste interessierte, denn es brachte in mein Bewusstsein verschwommene Bilder aus meiner allerfrühesten Kindheit, wilde, verworrene, sich drängende Erinnerungen an eine Zeit, wo die Erinnerung noch gar nicht geboren ist.



Ich kann die Empfindung, die mich überfiel, nicht besser beschreiben, als wenn ich sage, ich hätte nur mit Mühe den Glauben von mir abgeschüttelt, mit diesem Wesen, das da vor mir stand, sei ich schon einmal vor unendlich ferner Zeit bekannt gewesen.

Diese Einbildung verschwand aber ebenso schnell wie sie gekommen war, und ich erwähne sie nur, weil ich damals meine letzte Unterredung mit dem seltsamen Namensvetter hatte.

Das riesige alte Haus mit seinen unendlich vielen Unterabteilungen hatte verschiedene große Zimmer, die miteinander in Verbindung standen und den Schülern als Schlafräume dienten. Es gab aber auch, wie das bei einem so planlos errichteten Gebäude natürlich war, viele kleine Ecken und Winkel, die zu kleinen Zimmerchen eingerichtet waren und wenigstens für einzelne noch Schlafgelegenheiten gaben. In einem dieser ganz kleinen Räume wohnte Wilson.

Eines Abends gegen Ende meines fünften Schuljahres und unmittelbar nach dem eben erwähnten Streit, erhob ich mich, als alle andern schliefen, aus dem Bett und schlich mich mit einer Lampe in der Hand aus meinem Schlafzimmer nach dem meines Gegners. Ich hatte schon lange geplant, ihm noch einmal einen dieser boshaften Streiche zu spielen, wie sie mir bisher immer wieder missglückt waren. Jetzt sollte er mir aber gelingen, und ich wollte ihn den ganzen Hass fühlen lassen, der sich in mir angesammelt hatte. Als ich das Zimmerchen erreicht hatte, trat ich geräuschlos hinein, indem ich die abgeblendete Lampe draußen ließ. Ich näherte mich einen Schritt und lauschte auf seine ruhigen Atemzüge. Als ich mich überzeugt hatte, dass er schlief, kehrte ich zurück, nahm die Lampe und trat von neuem an das Bett. Dichte Vorhänge hingen davor, die ich zur Ausführung meines Planes langsam und ruhig zurückzog. Als aber nun das helle Licht strahlend auf den Schläfer fiel, und ich im gleichen Augenblick auf sein Gesicht sah, durchfuhr meinen ganzen Körper plötzlich eine eisige Erstarrung. Meine Brust bebte, meine Knie zitterten, und ein rätselhaftes, unbeschreib-

liches Angstgefühl erfasste meine Seele. Nach Atem ringend senkte ich die Lampe näher an das Gesicht heran. Waren dies – waren dies wirklich die Züge William Wilsons? Ich überzeugte mich, dass es tatsächlich seine Züge waren, und schüttelte mich doch vor Entsetzen über meine Einbildung, sie könnten es doch nicht sein.



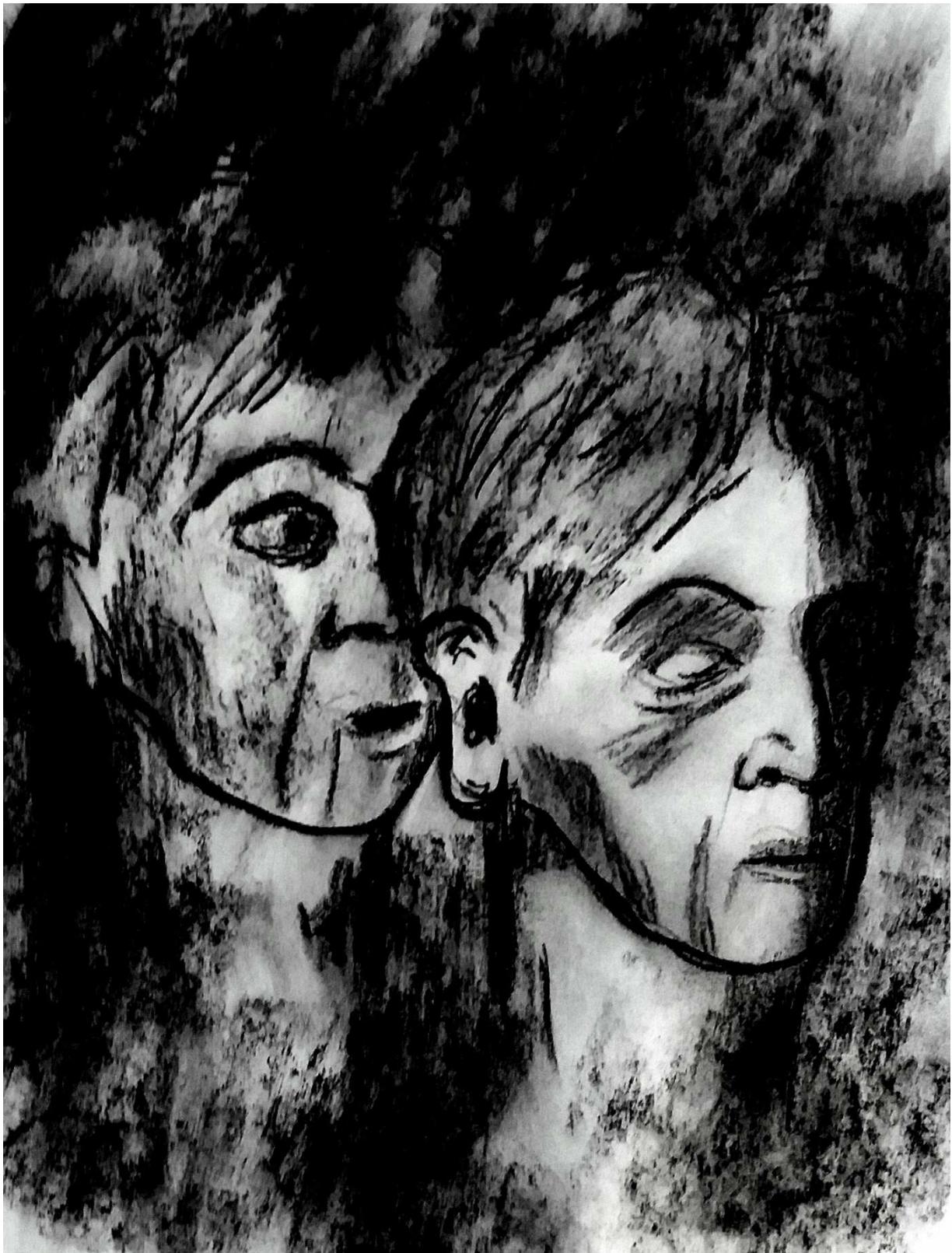
Was gab es denn in ihnen, was mich bestürzt machte? Ich starrte, während mein Gehirn von einer Flut wirrer

Gedanken betäubt war. Nein, so sah er nicht aus, so sah er gewiss nicht aus in der Lebendigkeit seiner wachen Stunden. Der gleiche Name, die gleiche Gestalt, der gleiche Tag der Ankunft in der Schule, und dabei die hartnäckige, sinnlose Nachahmung meines Ganges, meiner Stimme, meiner Gewohnheiten und Bewegungen! Konnte es wirklich im Bereich irdischer Möglichkeit liegen, dass das, was ich jetzt sah, nur die einfache Folge alltäglicher Gewohnheit einer spottlustigen Nachahmung war? Von Grauen ergriffen und mit zuckenden Schultern löschte ich die Lampe und schlich mich still aus dem Zimmer. Ich verließ zur gleichen Stunde die Räume der alten Schule, um nie wieder dorthin zurückzukehren.

Nach Verlauf von einigen Monaten, die ich zu Hause müßig verbracht hatte, befand ich mich als Student in Eton. Trotz der kurzen Zwischenzeit waren die Erinnerungen an die letzten Ereignisse im Schulinstitut schon merklich verblasst, oder vielmehr, ich sah jetzt alles mit viel skeptischeren Augen an. Ich glaubte nicht mehr an die Wirklichkeit des Erlebten und zog selbst das deutlich Gesehene in Zweifel. Wenn ich überhaupt noch einmal an die Geschichte dachte, dann geschah es nur mit einem Staunen über die menschliche Leichtgläubigkeit und mit einem Lächeln über die lebhaftere Einbildungskraft, die ich von meinen Vorfahren geerbt hatte. Auch war das Leben, das ich in Eton führte, nicht geeignet, meine materialistische Auffassung abzuschwächen. Der Strudel gedankenloser Vergnügungen, in den ich mich hier sofort mit aller Rücksichtslosigkeit hineingestürzt hatte, wusch alles Schöne meiner vergangenen Stunden hinweg und verschlang alle tieferen und ernsteren Eindrücke, so dass ich mich nur noch an die Nichtigkeiten meines früheren Lebens erinnerte.

Ich möchte hier nun nicht das elende, schändliche Leben erzählen, bei dem ich mich über alle Gesetze hinwegsetzte und die Wachsamkeit der Universität zu täuschen wusste. Drei tolle Jahre vergingen, in denen ich nichts lernte als lasterhafte Gewohnheiten, aber mich körperlich erstaunlich entwickelte. Einmal lud ich nach einer in niedrigen Ausschweifungen verbrachten Woche eine kleine Gesellschaft der zügellosesten Studenten zu einem geheimen Gelage in meine Zimmer ein. Wir kamen spät abends zusammen, denn unsere Schwelgereien dauerten gewöhnlich bis in den hellen Morgen hinein. Der Wein floss in Strömen, nach andern und vielleicht gefährlicheren Vergnügungen verlangten wir nicht, und im Osten dämmerte schon das Morgen-grauen, als wir uns auf dem Höhepunkt unserer wilden Ausschweifung befanden. Sinnlos erregt vom Trinken und Kartenspiel wollte ich gerade einen besonders ruchlosen Toast ausbringen, als plötzlich die Tür halb aufgerissen wurde, und ich draußen die heftige Stimme meines Dieners hörte. Er teilte mir mit, dass jemand offenbar in großer Eile mich zu sprechen wünschte. In meinem tollen Weinrausch erfreute mich die unerwartete Störung mehr, als sie mich in Erstaunen setzte. Ich taumelte sofort hinaus, und ein paar Schritte brachten mich in die Vorhalle des Gebäudes. In diesem hohen und nicht sehr großen Raum hing keine Lampe, und außer der ganz matten Dämmerung, die durch das halbrunde Fenster kam, war überhaupt kein Licht da. Als ich meinen Fuß über die Schwelle setzte, bemerkte ich einen jungen Mann von meiner Größe, der eine weiße Kasimirmorgenjoppe trug von demselben Schnitt, wie ich sie jetzt anhatte. In dem schwachen Dämmerlicht konnte ich das zwar erkennen, aber sonst seine Gesichtszüge nicht unterscheiden. Bei meinem Eintreten eilte er schnell auf mich zu, ergriff mich mit zudringlicher Eile beim Arm und flüsterte mir die Worte

»William Wilson« ins Ohr.



889

In einem Augenblick wurde ich vollkommen nüchtern.

In dem Benehmen des Fremden und in dem heftigen Zittern seines erhobenen Fingers, den er zwischen das Licht und meine Augen hielt, lag etwas, was mich mit grenzenlosem Erstaunen erfüllte. Aber trotzdem hatte mich nicht gerade dies so heftig erregt. Was mich wie der Schlag einer elektrischen Batterie traf, war die feierlich mahnende Eindringlichkeit dieser leise gezischten Worte, war vor allem der seltsam bekannte Ton, der Charakter dieser wenigen geflüsterten Silben, die tausend verworrene Erinnerungen vergangener Tage in mir aufwühlten. Ehe ich wieder zur Besinnung kommen konnte, war er fortgegangen.

Obgleich dieses Ereignis einen lebhaften Eindruck auf meine wüste Phantasie machte, ging die Besinnung doch schnell vorüber. Zwar überließ ich mich einige Wochen lang ernstem Nachdenken, und die krankhaftesten Vorstellungen quälten mich. Ich versuchte nicht, mich über die Persönlichkeit des Fremden zu täuschen, der sich so hartnäckig in meine Angelegenheiten einmischte und mich mit seinen unverschämten Ermahnungen belästigte. Aber wer und was war denn nun dieser Wilson? – Woher kam er? – Was wollte er eigentlich? Auf keine dieser Fragen konnte ich eine befriedigende Antwort finden; das einzige, was ich auf Erkundigungen erfuhr, war, dass er am Nachmittag desselben Tages, an dem ich aus dem Institut entflohen war, es ebenfalls wegen eines plötzlichen Sterbefalles in seiner Familie verlassen hatte. Doch hörte ich bald auf, überhaupt über diese Dinge nachzudenken, und wurde ganz durch den Plan, nach Oxford überzusiedeln, in Anspruch genommen. Ich ging auch kurz nachher dorthin, wobei mich meine Eltern in ihrer törichten Eitelkeit aufs reichste ausstatteten. Das Geld, das sie mir aussetzten, ermöglichte es mir, mich ganz dem mir schon so unentbehrlichen Luxus zu widmen und an toller

Verschwendung mit den reichsten und vornehmsten Erben Englands zu wetteifern. Ich verfiel bei meinen reichen Mitteln nun ganz dem Leben des Lasters, und meine schlechten Anlagen entwickelten sich jetzt erst mit doppelter Kraft, so dass ich die letzten Hemmungen des Anstands in dem Wahnsinn meiner Ausschweifungen verlor. Es wäre sinnlos, dieses Leben in seinen Einzelheiten schildern zu wollen. Es genügt, wenn ich sage, dass ich selbst die ausgelassensten Verschwender hinter mir ließ, dass ich eine Menge neuer Tollheiten erfand und die lange Liste von Ausschweifungen, die damals in der liederlichsten Universität Europas herrschten, beträchtlich zu vergrößern wusste. Man wird es aber kaum für möglich halten, dass ich gerade hier schließlich so tief unter das Niveau eines anständigen Menschen sinken konnte und Bekanntschaft mit den niedrigsten Falschspielern suchte.

Ich hatte bald ihre verächtliche Kunst erlernt und benutzte sie ganz regelmäßig, um mein schon riesengroßes Einkommen noch auf Kosten meiner harmloseren Studienkameraden zu vermehren. Aber gerade das Ungeheuerliche meines Verstoßes, das allem männlichen und ehrenhaften Gefühl Hohn sprach, war auch ohne Zweifel der einzige Grund, warum ich dies Verbrechen so ungestraft begehen konnte. Wer von den liederlichsten meiner Genossen würde nicht lieber dem klaren Augenschein misstraut als vermutet haben, dass der fröhliche, offene und anständige William Wilson – der großmütigste und freigebigste Student in Oxford –, dessen Torheiten nur die Torheiten übersprudelnder Jugend waren, dass der eines solchen Verbrechens fähig wäre?

Zwei Jahre hatte ich so ohne Misserfolg verbracht, als zur Universität ein junger Emporkömmling namens

Glendinning kam, dem das Gerücht ungeheure, leicht erworbene Reichtümer zusprach. Ich fand bald heraus, dass er nicht sehr intelligent war, und hielt ihn deshalb für ein passendes Objekt meiner Künste. Ich lud ihn öfter zum Spielen ein und ließ ihn anfangs beträchtliche Summen gewinnen, um ihn nachher umso sicherer in meine Falle zu bringen. Zuletzt war mein Plan reif, und ich beschloss ein letztes und entscheidendes Zusammentreffen mit ihm. Ich hatte dafür die Wohnung eines Mitstudenten namens Preston gewählt, der mit uns beiden gleich gut bekannt war und natürlich von meiner Absicht auch nicht das Geringste ahnte. Um dem Ganzen einen besseren Anstrich zu geben, hatte ich dafür gesorgt, dass sich etwa acht oder zehn Kameraden zusammenfanden, und dass das Gespräch wie zufällig auf das Kartenspiel kam, so dass es aussah, als habe mein Opfer selbst den Vorschlag gemacht. Unsere Sitzung hatte sich bis spät in die Nacht ausgedehnt, und ich war endlich soweit, Glendinning als einzigen Gegner vor mir zu haben. Das Spiel war das von mir geliebte Ecarté, und die andern, die sich für unsere Partie interessierten, hatten ihre Karten hingeworfen und sahen uns zu. Der Emporkömmling, den ich in geschickter Weise schon früh am Abend zum starken Trinken verleitet hatte, zeigte jetzt beim Mischen, Austeilen und Spielen eine solche Erregung, dass ich sie nur zum Teil den Folgen des Trinkens zuschreiben konnte. In kurzer Zeit schuldete er mir eine sehr große Summe, und dann geschah das, was ich erwartet hatte. Er trank einen großen Schluck Portwein und schlug mir vor, die schon übertrieben hohen Einsätze zu verdoppeln. Mit gut gespielterm Widerstreben und erst, nachdem mein wiederholtes Ablehnen seines Vorschlages ihn zu ärgerlichen Worten veranlasst hatte, gab ich schließlich wie gezwungen nach. Der weitere Verlauf bewies, wie fest er sich in meinem



Netz verstrickt hatte, denn in weniger als einer Stunde war seine Schuld aufs Vierfache angewachsen. Eine Zeitlang war die durch den Wein verursachte Röte aus seinem Gesicht gewichen, dann aber sah ich zu meinem Staunen, wie mein Gegner in wirklich angsterregender Weise erbleichte. Ich sage zu meinem Erstaunen, denn Glendinning war mir auf meine genauen Erkundigungen hin als unermesslich reich bezeichnet worden, und wenn auch die von ihm verlorenen Summen an sich sehr beträchtlich waren, so konnten sie doch unmöglich ihn ernstlich in Verlegenheit bringen, noch weniger ihn

direkt ruinieren. Nein, das Naheliegendste war doch, dass ihm der vorhin getrunkene Wein zuviel geworden war, und ich wollte schon, mehr um mein Ansehen bei meinen Kameraden zu wahren als aus Rücksicht auf seinen Verlust, ein unbedingtes Abbrechen des Spieles fordern, als ich aus einigen Bemerkungen der Zuschauer und einem verzweifelten Ausruf Glendinnings entnahm, dass ich wirklich seinen vollkommenen Ruin herbeigeführt und ihn zu einem Gegenstand allgemeinen Mitleids gemacht hatte.

Wie ich mich jetzt verhalten sollte, war schwer zu sagen. Die erbarmungslose Lage meines Opfers hatte eine trübe, drückende Stimmung über uns alle geworfen, und eine Weile herrschte tiefstes Schweigen. Meine Wangen brannten, und ich fühlte die zornigen und vorwurfsvollen Blicke, die mir die Anständigeren in der Gesellschaft zuwarfen. Ja, ich will sogar zugeben, dass eine unerträgliche Angst schwer auf mir lastete, als eine unvermutete und ganz außerordentliche Unterbrechung eintrat. Die großen, schweren Doppeltüren des Zimmers wurden plötzlich weit aufgestoßen, und dies geschah mit einer solchen gewaltigen Wucht, dass sämtliche Kerzen im Zimmer wie durch Zauber ausgeblasen wurden. In ihrem erlöschenden Licht konnten wir gerade noch einen Fremden von meiner Größe erkennen, der, dicht in einen Mantel gehüllt, eingetreten war. Dann aber herrschte vollständige Dunkelheit, und wir fühlten nur noch, dass er in unserer Mitte stand. Bevor sich aber einer von uns von dem grenzenlosen Erstaunen über die Heftigkeit seines Eindringens erholt hatte, hörten wir seine Stimme.

»Meine Herren«, sagte er in einem leisen, deutlichen und nie zu vergessenden Flüstern, das mir bis in das Mark der Knochen drang, »meine Herren, ich bitte Sie nicht um Entschuldigung wegen meines Benehmens,

denn ich erfülle, indem ich mich so benehme, nur meine Pflicht. Sie kennen ohne Zweifel nicht den wirklichen Charakter der Person, die heute Abend im Ecarté eine große Summe von dem Lord Glendinning gewonnen hat. Ich werde Ihnen daher sagen, wie Sie auf schnelle und sichere Weise sich genau darüber informieren können. Bitte, untersuchen Sie ruhig das Innenfutter seines linken Ärmelaufschlags und die verschiedenen kleinen Paketchen, die Sie in den etwas geräumigen Taschen seines gestickten Rocks finden.«



Während seines Sprechens war es totenstill geworden, dass man eine Stecknadel hätte fallen gehört. Mit dem letzten Wort aber verschwand der Fremde ebenso schnell und so plötzlich wie er gekommen war. Kann ich – soll ich meine Empfindungen beschreiben? Muss ich gestehen, dass ich alle Schrecken der Verdammten fühlte? Sicherlich hatte ich wenig Zeit zum Überlegen. Mehrere Hände griffen sofort fest nach mir, und es wurde schnell wieder Licht gemacht. Es folgte dann eine Untersuchung, und im Futter meines Ärmels fand man alle Kartenbilder, die beim Ecarté wertvoll sind, in den Taschen meines Rockes aber eine Anzahl von vollständigen Spielen, die genau den am Tisch benutzten glichen, nur dass die meinigen, wie man das in Spielerkreisen nennt, arrondiert waren. Die Trümpfe waren am schmalen Ende, die niedrigen Karten an der Seite leicht abgerundet. Das Opfer des Falschspielers nimmt wie gewöhnlich beim Abheben in der Länge ab und gibt dem Gegner einen Trumpf. Der Falschspieler macht es umgekehrt: er nimmt breit ab und gibt dem andern eine schlechte Karte, was natürlich im Spiel sehr stark zählt.

Wäre es zu heftigen Ausbrüchen des Unwillens gekommen, so hätte mich das weniger erregt als die schweigende Verachtung, die sarkastische Ruhe, mit der die Entdeckung aufgenommen wurde.

»Mr. Wilson«, sagte unser Wirt, indem er sich bückte, um zu seinen Füßen einen außergewöhnlich kostbaren Pelz aus seltenen Fellen aufzuheben. »Mr. Wilson, dies ist Ihr Eigentum.« (Das Wetter war kalt, deshalb hatte ich den Pelz übergezogen und ihn hier abgelegt.) »Ich denke, es ist überflüssig, dass wir uns hier noch nach weiteren Beweisen für Ihre Fähigkeiten umsehen. Wir haben genug davon. Sie werden hoffentlich die Not-

wendigkeit einsehen, Oxford – auf alle Fälle aber meine Wohnung – sofort zu verlassen.«

So beschämt und in den Staub gebeugt, wie ich damals war, ich hätte doch auf diese galligen Worte mit einem sofortigen tätlichen Angriff geantwortet, wäre nicht meine ganze Aufmerksamkeit in diesem Augenblick durch eine sehr überraschende Tatsache gefesselt worden. Der Mantel, den ich getragen hatte, war mit ganz seltenem Pelz ausgefütert. Wie selten, wie ungeheuer kostbar er war, wage ich gar nicht zu sagen. Auch seinen ungewöhnlichen Schnitt hatte ich selbst erfunden, da ich in solchen Dingen bis zur Narrheit anspruchsvoll war. Als mir daher Mr. Preston an der Doppeltür den Pelz überreichte, den er vom Boden aufgehoben hatte, bemerkte ich mit einem Erstaunen, das fast an Schrecken grenzte, dass ich den meinen schon auf dem Arm hängen hatte, und dass der mir überreichte in jeder, auch in der geringfügigsten Kleinigkeit das genaue Abbild davon war. Das seltsame Wesen, das mich so entsetzlich bloßgestellt hatte, war, wie ich mich erinnerte, in einen Mantel gehüllt gewesen, während sonst niemand von der Gesellschaft außer mir selbst einen solchen getragen hatte. Ich spannte alle Geisteskraft an, nahm den Pelz, den mir Preston anbot, und legte ihn unbemerkt über den andern. Dann verließ ich mit einem stolzen Blick der Verachtung das Zimmer und begann am nächsten Morgen vor Tagesanbruch, zitternd vor Angst und Scham, eine fluchtartige Reise von Oxford nach dem Kontinent. Ich floh vergebens. Mein böses Verhängnis folgte mir wie im Triumph und zeigte mir tatsächlich, dass er die Ausübung seiner geheimnisvollen Herrschaft jetzt erst begonnen hatte.

Kaum hatte ich in Paris Fuß gefasst, da erhielt ich einen frischen Beweis von dem abscheulichen Interesse, das

Wilson an meinen Plänen nahm. Jahre vergingen, aber nie fand ich Ruhe. Der Elende! – Wie unzeitig und mit welcher gespensterhaften Würde trat er nicht in Rom zwischen mich und meinen Ehrgeiz! Dasselbe geschah in Wien – in Berlin – und in Moskau. Wo hatte ich einmal nicht bittere Ursache, ihm aus tiefstem Herzen zu fluchen? Vor seiner unerklärlichen Tyrannei floh ich schließlich schreckerfüllt wie vor der Pest. Ich floh bis zum Ende der Welt und floh vergebens.



Und wieder und wieder, wenn ich allein mit mir selber war, fragte ich mich: »Wer ist er? – Woher kam er? – Was will er eigentlich?« Aber nie fand ich eine Antwort. Und nun durchforschte ich mit genauester Schärfe die

Arten und Formen und den leitenden Charakter seiner unverschämten Überwachung. Aber selbst hieraus war wenig zu entnehmen. Immerhin fiel es mir auf, dass er, so oft er auch meinen Weg gekreuzt hatte, immer nur solche Pläne und Handlungen zu stören pflegte, die, wenn sie ganz zur Ausführung gelangt wären, schlimmes Unheil verursacht hätten. Wahrhaftig, eine armselige Rechtfertigung für ein so gebieterisch angemessenes Amt! Eine armselige Entschädigung für das hartnäckige, beschimpfende Versagen eines so natürlichen Rechts wie das der Selbstbestimmung! Mir war ferner aufgefallen, dass mein Quälgeist eine sehr lange Zeit hindurch (während er mit genauester und unerklärlicher Sicherheit seine wunderliche Laune durchführte, mir äußerlich gleichen zu wollen) doch bei der Durchführung all der verschiedenartigen Einmischungen in mein Handeln es fertiggebracht hatte, dass ich niemals die Züge seines Gesichts zu sehen bekam.



Mochte nun Wilson sein, wer er wollte, dies war entweder reine Affektiertheit oder Wahnsinn. Konnte er sich wirklich einen Augenblick einbilden, dass ich in dem Ermahner in Eton – in dem Zerstörer meiner Ehre in Oxford – in ihm, der in Rom meinen Ehrgeiz, in Paris meine Rache, in Neapel meine leidenschaftliche Liebe, in Ägypten was er meine Habgier nannte durchkreuzte –, dass ich in diesem meinen Erzfeind und bösen Genius nicht den William Wilson meiner Schuljahre wiedererkannte – den Namensvetter, Mitschüler und Rivalen – den verhassten und gefürchteten Nebenbuhler im Institut? Unmöglich! – Aber ich will mich beeilen, zur letzten, ereignisreichen Szene des Dramas zu kommen.

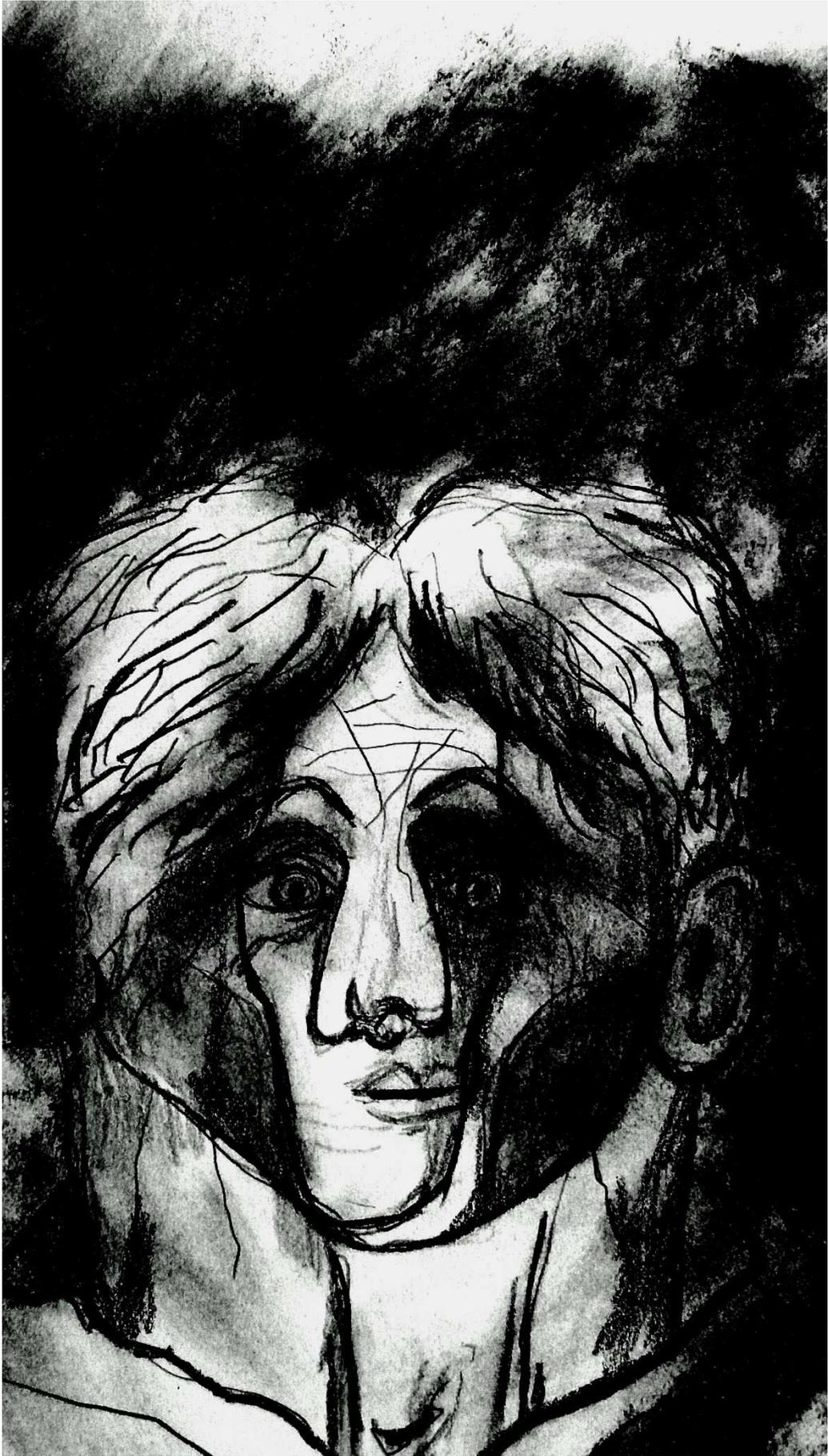
Bisher war ich immer seiner gebietenden Herrschaft unterlegen. Die Empfindung tiefen Grauens, mit der ich gewöhnlich das erhabene Wesen, die majestätische Weisheit und die offenbare Allgegenwart und Allmacht Wilsons betrachtete, vermischt mit dem Gefühl wirklicher Angst, das mir gewisse Züge seiner Natur und seines Handelns einflößten, hatten mir bis dahin die Überzeugung meiner unbedingten Schwäche und Hilflosigkeit beigebracht, so dass ich mich, wenn auch mit bitterem Widerstreben, seinem entscheidenden Wollen unterwarf. Aber in der späteren Zeit gab ich mich immer mehr dem Weingenuss hin, der einen erregenden Einfluss auf meinen ererbten Charakter ausübte und in mir immer mehr Wut gegen den mich beaufsichtigenden Zwang erzeugte. Ich begann zu murren – zu schwanken – zu widerstreben. Und es war nur Einbildung, dass ich zu bemerken glaubte, wie beim Anwachsen meiner eigenen Festigkeit mein Quälgeist entsprechend schwächer wurde? Sei dies, wie es wolle, jedenfalls begann in mir eine brennende Hoffnung aufzuglimmen, und schließlich wuchs in meinen geheimen

Gedanken ein ernster und verzweifelter Entschluss, mich nicht langer der Sklaverei zu unterwerfen. Es war in Rom während des Karnevals des Jahres 18 . ., als ich einem Maskenfest im Palast des neapolitanischen Herzogs di Broglio beiwohnte.

Ich hatte mich zügelloser als sonst dem Genuss des Weins hingegeben, und jetzt quälte mich die erstickende Atmosphäre der überfüllten Räume in unerträglichem Maße. Außerdem wurde die Ungeduld meiner Stimmung noch durch die Schwierigkeit vermehrt, in der sich drängenden Menge meinen Weg zu finden, da ich begierig nach der jungen, fröhlichen und schönen Frau des alten und schwachsinnigen di Broglio suchte. Mit einem zu leichtfertigen Vertrauen hatte sie mir bei einer früheren Gelegenheit das Geheimnis des Kostüms, das sie tragen würde, verraten, und da ich jetzt einen Schimmer ihrer Person entdeckt hatte, eilte ich, um in ihre Nähe zu gelangen. In diesem Moment legte sich eine leichte Hand auf meine Schulter, und das nie zu vergessende, leise, verruchte Flüstern drang an mein Ohr.

Mit einer wahrhaft wahnsinnigen Wut wandte ich mich sofort nach dem, der mich so angehalten hatte, und ergriff ihn heftig beim Kragen. Er war, wie ich erwarten durfte, in genau dem gleichen Kostüm wie ich. Er trug einen spanischen Mantel von blauem Samt und um die Taille einen roten Gürtel, der einen Stoßdegen hielt. Eine Maske von schwarzer Seide bedeckte das ganze Gesicht.

»Schurke!« schrie ich mit vor Wut keuchender Stimme, während jede Silbe, die ich sprach, nur noch meinen Zorn anzufeuern schien. »Schurke! Betrüger!



Verfluchter Schuft! Du sollst mich nicht – du sollst mich nicht zu Tode quälen! Folge mir, oder ich steche dich hier zusammen!« Und ich bahnte mir einen Weg aus dem Ballsaal in ein kleines Vorzimmer, wobei ich ihn unwiderstehlich mit mir riss.

Beim Eintreten stieß ich ihn wütend von mir ab. Er taumelte gegen die Wand, während ich mit einem Fluch die Tür schloss und ihm zu ziehen befahl. Er zauderte, aber nur einen Augenblick, dann zog er mit einem leisen Seufzer seinen Degen und legte sich in die Verteidigung.

Der Kampf war aber nur kurz. Ich raste in tausendfacher, wilder Erregung und fühlte in meinem einzelnen Arm die Kraft und Energie einer ganzen Menge. In wenigen Sekunden zwang ich ihn durch meine bloße Kraft gegen die Wandtäfelung, und jetzt, da er mir verfallen war, stieß ich ihm meinen Degen mit roher Wut immer wieder durch die Brust.

In diesem Augenblick rüttelte jemand an dem Riegel der Tür. Ich eilte hin, um ein Eindringen zu verhindern, und wandte mich gleich darauf wieder zu meinem sterbenden Gegner. Aber welche menschliche Sprache kann auch nur annähernd dieses Erstaunen und dieses Entsetzen beschreiben, das mich bei dem Anblick ergriff, der sich mir darbot? Der kurze Augenblick, da ich mich abwandte, hatte genügt, um eine materielle Veränderung in dem hinteren Teil des Raumes hervorzubringen. Ein großer Spiegel – wenigstens schien es mir anfangs in meiner Verwirrung einer zu sein – stand da, wo vorher keiner gestanden hatte, und als ich im äußersten Schrecken darauf zuschritt, näherte sich mir mein eigenes Bild, aber mit einem ganz bleichen und blutbefleckten Gesicht, und kam mit schwachem, taumelndem Gang zu mir heran.



Es erschien mir dies so, sage ich, denn in Wirklichkeit war es anders. Es war mein Gegner, es war Wilson, der jetzt, mit dem Tode kämpfend, vor mir stand. Seine Maske und sein Mantel lagen, wo er sie zur Erde geworfen hatte. Keinen Faden gab es an seinen Kleidern – keine Linie in den ausgeprägten und eigenartigen

Gesichtszügen, die nicht bis zur absoluten Genauigkeit meine eigenen waren!

Es war Wilson. Aber er sprach nicht mehr flüsternd, und man hätte glauben können, ich selbst habe die Worte gesagt, die er äußerte:

»Du hast gesiegt, und ich unterliege. Aber von nun an bist du ebenfalls tot – tot für die Welt, für den Himmel und für die Hoffnung! In mir nur hast du gelebt – und jetzt, da ich sterbe, erkenne in meinem Bilde, das dein eigenes ist, wie tief du dich selbst ermordet hast.«



Ligeia

Ich kann mich bei meiner Seele wirklich heute nicht mehr erinnern, wann oder wo ich eigentlich Ligeia zum erstenmal kennen gelernt habe.



Lange Jahre sind seitdem verflossen, und mein Gedächtnis ist schwach geworden von vielem Leiden.

Vielleicht entsinne ich mich aber aller dieser Einzelheiten auch nur deshalb nicht mehr so genau, weil das Wesen meiner Geliebten, ihr seltenes Wissen, ihre eigenartige und doch so ruhig-keusche Schönheit, der erregende und bezaubernde Wohlklang ihrer leisen, musikalischen Stimme sich so langsam und allmählich in mein Herz schlichen, dass ich das alles gar nicht bemerkte. Immerhin glaube ich, dass ich sie zuerst und ziemlich häufig in einer großen, alten, verfallenden Stadt am Rhein traf. Sie hat mir auch von ihrer Familie erzählt, die zweifellos sehr alt war.

Ach, meine Ligeia! Während ich mich eifriger als je in seltsame Studien vertiefe, um die ganze Welt und ihre Eindrücke zu vergessen, ist es dieses Wort allein – das Wort Ligeia – das vor mein inneres Auge das Bild derjenigen bringt, die jetzt nicht mehr lebt. Und nun, da ich dieses niederschreibe, blitzt in mir die Erinnerung auf, dass ich niemals ihren väterlichen Namen gekannt habe, obgleich sie meine Freundin und Verlobte war, meine Studiengefährtin und später meine Frau. Hatte sie mir im Scherz verboten, sie danach zu fragen, oder betrachtete ich es als Prüfstein meiner Liebe, das nicht wissen zu wollen? Oder war es auch nur eine Laune von mir gewesen, die wilde Romantik meiner leidenschaftlichen Anbetung und Vergötterung?

Alles dessen erinnere ich mich nur noch undeutlich – wie sollte ich da noch etwas von den Ursachen und Begleitumständen wissen? Und in der Tat, wenn je der Geist, der sich Romantik nennt – wenn je die bleiche schattenbeschwingte Astarte der heidnischen Ägypter über unheilvollen Ehen geherrscht hat, dann herrschte sie über der meinigen.

Und doch gibt es etwas mir Teures, das ich nie vergesse. Das ist die Gestalt Ligeias. Sie war groß, etwas

schlank und in ihren späteren Tagen sogar abgemagert. Es würde vergebens sein, wenn man die Majestät, das stille Behagen ihres Wesens, die unbegreifliche Leichtigkeit und Spannkraft ihres Schrittes schildern wollte.



Sie kam und ging wie ein Schatten. Wenn sie in mein abgelegenes Studierzimmer kam, dann merkte ich das

nur an der lieben Musik ihrer leisen, süßen Stimme, wenn sie ihre weiße Hand auf meine Schulter legte. An Schönheit der Gesichtszüge stand ihr keine andere Frau gleich. Sie glich dem strahlenden Traum eines Opiumrausches, einer erhabenen, himmlischen Vision von phantastischer Göttlichkeit, als sie sich je in die Phantasien der schlafenden Töchter von Delos gesenkt haben.

Doch waren ihre Züge nicht von jener regelmäßigen Form, zu deren Anbetung uns die Bildwerke der Heiden fälschlich verleitet haben. »Es gibt keine auserlesene Schönheit«, sagt Bacon, Lord Verulam, an einer Stelle, wo er über alle Arten und Formen der Schönheit spricht, »ohne etwas Ungewöhnliches in den Formverhältnissen.« Aber wenn auch den Zügen Ligeias vielleicht die klassische Regelmäßigkeit fehlte, und wenn ich sah, dass ihre Lieblichkeit zwar wirklich auserlesen, aber von manchem Ungewöhnlichen durchzogen war, so strengte ich mich doch vergebens an, herauszufinden, worin nun eigentlich diese Ungewöhnlichkeit im Einzelnen bestand. Ich betrachtete die Rundung der hohen, bleichen Stirn – sie war fehlerlos, wenn man dieses kalte Wort bei einer so erhabenen Göttlichkeit anwenden darf! Ich sah ihre Haut, die das reinste Elfenbein übertraf, den gebietenden Umfang und das sanfte Vorspringen der oberen Schläfenpartien und dann das rabenschwarze, glänzende, üppige Haar mit den natürlichen Locken. Ich blickte auf die zarten Linien der Nase, die ich nur auf orientalischen Bildern in ähnlicher Vollkommenheit gefunden habe. Welch ein freier Geist sprach aus der kühnen, ganz leicht gebogenen Form und aus den harmonisch geschwungenen Nüstern! Ich betrachtete ihren süßen Mund, der wirklich einen ganzen Himmel in sich trug, die herrliche Biegung der zarten oberen Lippe, die üppige, weiche

Ruhe der unteren, die spielenden Grübchen, das leb-
hafte Rot, die glänzenden Zähne, in denen sich alles
Licht ihres ernstesten, ruhigen und doch unendlich
strahlenden Lächelns widerspiegelte. Ich studierte die
Form ihres Kinns und fand hier alles Zarte, Weiche und
Gotterfüllte der griechischen Statuen wieder. Und
schließlich blickte ich in Ligeias Augen.



Augen haben keine Vorbilder in der Kunst der Antike,
und vielleicht lag in den Augen meiner Geliebten das
Geheimnis, auf das Lord Verulam anspielt. Sie waren

wohl viel größer als sonst die Augen bei uns sind. Sie waren auch strahlender als die strahlendsten Gazellenaugen der Töchter aus dem Tale Nourjahad. Doch fiel mir dies nur dann bei Ligeia auf, wenn sie besonders erregt war. In solchen Augenblicken wurde ihre Schönheit – vielleicht erschien mir das in meiner glühenden Phantasie auch nur so – wahrhaft überirdisch. Die Pupillen leuchteten in einem tiefglänzenden Schwarz, und hoch darüber hingen die langen, jettfarbenen Augenwimpern. Die in der Form etwas unregelmäßigen Brauen hatten dieselbe Farbe. Das Ungewöhnliche aber, was ich in den Augen fand, lag nicht in der Form, in der Farbe oder in dem Leuchten – es lag vielmehr nur im Ausdruck. Und doch, wie nichtssagend ist auch dieses Wort, hinter dem wir nur unsere Unkenntnis alles Seelischen verbergen. Der Ausdruck in Ligeias Augen! Wieviele Stunden habe ich darüber nachgesonnen! Wie habe ich einmal eine ganze Sommernacht gekämpft, um dahinter zu kommen! Welch ein tiefer Abgrund lag doch in den Pupillen meiner Geliebten? Was bedeutete er? Eine wahre Leidenschaft ergriff mich, ihn zu deuten. O, solche Augen! Solche großen, leuchtenden himmlischen Pupillen! Sie wurden mir die Zwillingsterne der Leda, und ich wurde ihr inbrünstiger astronomischer Forscher.

Ich habe von dem Wissen Ligeias gesprochen. Es war unendlich tief, wie ich es nie bei einer Frau gefunden habe. Sie beherrschte geläufig die klassischen Sprachen, und was die modernen europäischen anging, so habe ich, soweit meine Kenntnis ging, nirgendwo darin bei ihr einen Mangel entdecken können. Gab es überhaupt irgendein Gebiet auch der schwierigsten Wissenschaften, in dem sie nicht zu Hause war? Wie seltsam, wie schauerlich ist es eigentlich, dass mir gerade diese Seite in der Statur meiner Frau erst in der

jetzigen Zeit zum Bewusstsein gekommen ist! Ich sagte, ihr Wissen war so groß, wie ich es nie bei einer Frau gefunden habe, aber wo hat je ein Mann all die weiten Gebiete moralischer, physischer und mathematischer Wissenschaft so wie sie durchschritten? Damals sah ich noch nicht, wie ich es jetzt tue, wie riesenhaft und erstaunlich Ligeias Kenntnisse waren, aber ich war mir doch bewusst, mit welchem kindlichen Vertrauen ich mich ihrer überlegenen Leitung überließ, die mich sicher durch die chaotische Welt metaphysischer Studien führte, denen ich mich in den ersten Jahren unserer Ehe hingab.

Wie scharf aber war mein Schmerz, als ich nach einigen Jahren merkte, dass alle Hoffnungen, die ich auf unsere gemeinsamen Studien gebaut hatte, sich anschickten, davonzufiegen. Ohne Ligeia war ich nur ein im Dunkeln tastendes Kind. Ihre Gegenwart, ihr Vorlesen allein erhellte mir so manches Geheimnis des Übersinnlichen, in das wir vertieft waren. Ohne den strahlenden Glanz ihrer Augen wurden die goldfunkelnden Buchstaben stumpf wie trübes Blei. Und die Augen Ligeias strahlten jetzt seltener und seltener über den Seiten, die ich durchforschte, Ligeia wurde krank. Ihre Augen nahmen eine andere, allzu fiebrige Glut an, ihre bleichen Finger bekamen den durchsichtigen, wächsernen Schimmer des Grabes, und die blauen Adern an der hohen Stirn pulsierten heftig bei der kleinsten Erregung. Ich sah, dass sie sterben musste, und kämpfte im Geiste verzweifelt mit dem grimmigen Engel des Todes.

Doch die Kämpfe dieser Frau waren zu meinem Staunen noch leidenschaftlicher und heftiger als meine eigenen. Vieles in ihrer ernsten Natur hatte mich zu dem Glauben geführt, dass für sie einmal der Tod keinen Schrecken haben werde, jetzt aber stritt sie mit

einer Schärfe um ihr Leben, wie ich es nicht beschreiben kann. Ich verzehrte mich in angstvoller Qual



bei diesem traurigen Schauspiel. Wie gern hätte ich sie getröstet, sie beruhigt, wäre nicht bei diesem ungeheuren wilden Verlangen nach Leben – nach Leben und nur nach Leben – alles Trösten und vernünftige Reden weiter nichts als äußerste Torheit gewesen. Aber erst im letzten Augenblick, unter den wahnsinnigsten Zuck-

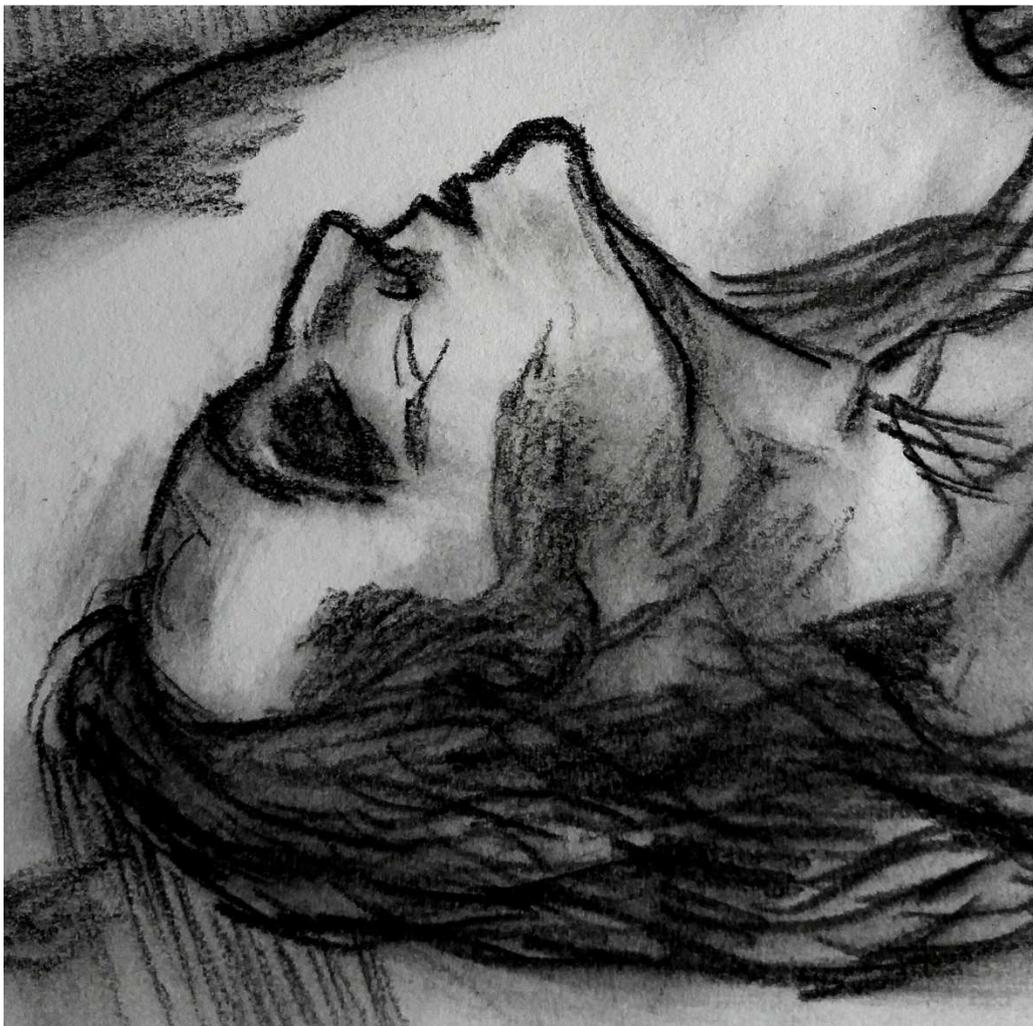
ungen ihres starken Geistes, verlor sie die äußerliche Gefasstheit ihres Wesens. Zwar ihre Stimme wurde noch sanfter, noch leiser, aber ich verstand nur zu gut den milden Sinn ihrer ruhig gesprochenen Worte. Fassungslos lauschte ich einer Melodie, die Schlimmeres als den Tod enthielt – Gedanken und Phantasien, wie sie nie ein Mensch vorher empfunden hat.

Dass sie mich liebte, daran hätte ich nie gezweifelt, und auch nicht, dass Liebe bei einer Natur wie der ihren keine gewöhnliche Leidenschaft sein konnte. Aber erst bei ihrem Sterben begriff ich die Stärke ihrer Zuneigung. Durch lange Stunden hielt sie meine Hand fest in der ihrigen und öffnete mir ihr überströmendes Herz, dessen mehr als leidenschaftliches Lieben in Anbetung überging. Wodurch hatte ich es verdient, mit solchen Bekenntnissen gesegnet zu werden? Wodurch hatte ich es verdient, den Fluch der Erinnerung daran tragen zu müssen? Aber es ist mir unerträglich, dabei zu verweilen. Jedenfalls begriff ich jetzt, dass nur in Ligeias unendlicher Hingabe an die von mir so wenig verdiente Liebe der Grund zu ihrem wilden, unerschütterlichen Verlangen nach weiterem Leben lag. Und dieses wilde Verlangen – die mächtige Gewalt dieses Verlangens, zu leben, einfach zu leben – kann ich mit keinen Worten, mit keinem Ausdruck der Sprache schildern.

»O Gott«, schrie sie in der Nacht ihres Todes, indem sie aus ihrem Bett sprang und mit zitternden Bewegungen ihre Arme zum Himmel streckte – »o Gott! o himmlischer Vater! Soll denn alles dieses unabwendbar sein? Soll es nicht möglich sein, den Eroberer Tod einmal zu überwinden? Sind wir nicht Teile und Stücke deiner Gottheit? Wer, wer kennt die Geheimnisse des Willens in seiner vollen Stärke? Der Mensch beugt sich nicht vor den Engeln, noch selbst vor der Macht des Todes,

wenn er es nicht aus Kraftlosigkeit seines schwachen Willens tut.«

Dann ließ sie wie erschöpft von ihrer Erregung ihre weißen Arme sinken und legte sich feierlich ernst auf ihr Todesbett. Und als sie ihre letzten Seufzer aushauchte, da kam zugleich ein leises Flüstern über ihre Lippen. Ich neigte mein Ohr über sie und verstand noch einmal deutlich die vorhin geäußerten Worte: »Der Mensch beugt sich nicht vor den Engeln, noch selbst vor der Macht des Todes, wenn er es nicht aus Kraftlosigkeit seines schwachen Willens tut.«



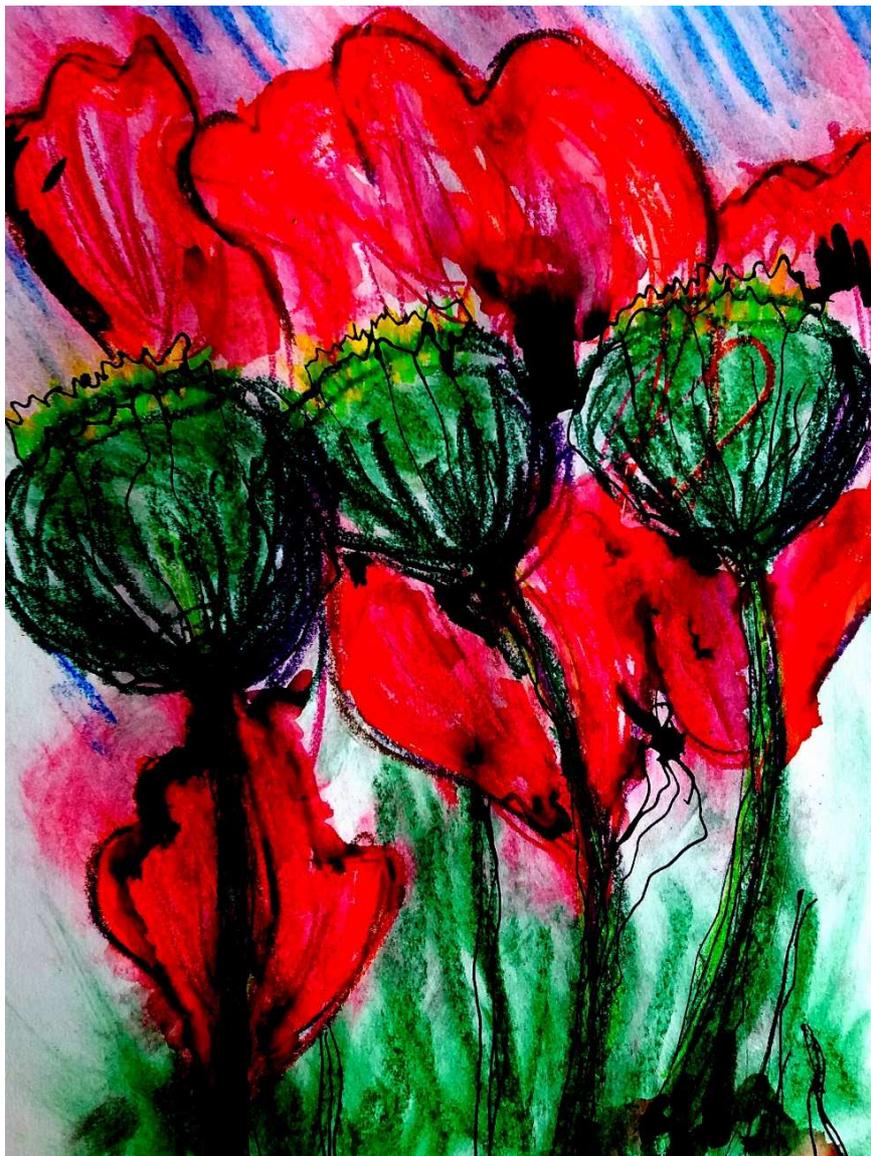
Sie starb, und ich, den die Trauer bis tief in den Staub beugte, ertrug nicht länger die einsame Öde meines Hauses in der düsteren, verfallenden Stadt am Rhein.

Mir fehlte es nicht an dem, was die Welt Wohlstand nennt, denn Ligeia hatte mir mehr, viel mehr vermacht, als sonst die meisten Menschen zu besitzen pflegen. Nach einigen Monaten müden und zwecklosen Umher-schweifens kaufte ich in einer der wildesten und wenigst besuchten Gegenden Englands, an einem Ort, den ich nicht nennen will, einen alten Landsitz und ließ ihn neu ausstatten. Die düstere, strenge Würde des Gebäudes, die verwahrloste Umgebung, die vielen blutigen, geschichtlichen Erinnerungen, die sich an den Landsitz knüpften, passten so recht zu dem Gefühl äußerster Verlassenheit, das mich in diese abgelegene und einsame Gegend getrieben hatte.



Ogleich an dem äußeren Anblick des verfallenen Baues wenig geändert werden konnte, begann ich mit kind-

ischer Launenhaftigkeit und vielleicht auch in der schwachen Hoffnung, dadurch mein Leid zu mildern, das Innere in einer mehr als königlichen Pracht auszustatten. Ich hatte schon als Knabe für alle Überschwänglichkeiten Sinn gehabt und überließ mich ihnen jetzt in vollem Maße. Ach ja, es sprach viel von beginnendem Wahnsinn aus den prächtigen, phantastischen Wandvorhängen, aus dem feierlichen Schnitzwerk Ägyptens, aus den zackigen Gesimsen und Möbelstücken, aus den Irrenhausmustern der gold-gestickten Teppiche. Ich war ein hoffnungsloser Sklave der Opiumleidenschaft geworden, die allem meinem Tun und Handeln die Farbe ihrer Träume gab.





Aber ich will mich mit diesen Tollheiten nicht weiter aufhalten. Ich möchte nur von dem einen, ewig verfluchten Zimmer reden, in das ich in einem Augenblick halben Wahnsinns die blondhaarige und blauäugige Lady Rowena Trevanion von Tremaine als Braut und Nachfolgerin der unvergessenen Ligeia heimführte.

Es gibt keinen einzelnen Teil des Aufbaues und der Ausstattung dieses Brautgemachs, der jetzt nicht deutlich vor mir steht. Wo war das Gewissen der vornehmen Familie meiner Braut, als sie aus Durst nach Gold einer geliebten Tochter gestattete, eine solche Schwelle zu überschreiten? Das Zimmer lag in dem hohen Turm des befestigten Landsitzes, es war achteckig in der Form und von außerordentlicher Größe. Die ganze südliche Seite des Achtecks nahm ein einziges Fenster ein, eine riesenhafte Scheibe von venezianischem Glas, das in bleifarbenem Ton gehalten war, so dass Sonne und Mond, wenn sie hineinschienen, einen geisterhaften Glanz auf alle Gegenstände warfen.



Über dem oberen Teil des mächtigen Fensters hing das Netzwerk eines alten Weinstocks, der sich draußen an dem Turm emporrankte. Die dunkelfarbene Eichen-
decke war hochgewölbt und kunstvoll mit grotesken



Verzierungen halb gotischen und halb druidischen Stils bedeckt. Vom höchsten Punkt dieses melancholischen Gewölbes hing an einer einzelnen, langgliedrigen goldenen Kette ein gewaltiger, wie ein Weihrauchgefäß gebildeter Leuchter von dem gleichen Metall. Er hatte ein sarazenisches Muster mit so vielen Durchbrechungen, dass in ununterbrochener Folge halbfarbige Lichtstrahlen wie lebende Schlangen heraus- und hereinströmten.

Einige Ottomanen und Kandelaber orientalischer Art waren in verschiedenen Abständen aufgestellt, auch befand sich dort das Brautbett, nach einem indischen Modell aus schwerem Ebenholz gemacht und mit einem leichentuchähnlichen Baldachin darüber. In jeder Ecke des Zimmers stand aufgerichtet ein riesenhafter Sarkophag aus schwarzem Granit, die aus den Königsgräbern von Luxor stammten und mit unzerstörbaren Inschriften bedeckt waren. Aber das Phantastischste von allem lag in der Art, wie das Zimmer ausgeschlagen war. An den unnatürlich hohen Wänden hingen von der Decke bis zum Boden in schweren Falten dicke Wandteppiche herab aus einem Material, das auch zur Bekleidung des Bodens diente und ebenso den Überwurf der Ottomanen und des Bettes und die Seitenvorhänge der Fenster bildete. Es bestand aus kostbarstem Goldgewebe und war überall in unregelmäßigen Abständen mit fußgroßen phantastischen Figuren von matter schwarzer Farbe bestickt. Diese Figuren zeigten in endloser Folge geisterhafte Gestalten, wie sie der Aberglaube der Normannen und die bösen Träume der Mönche ausgebrütet haben. Der gespensterhafte Eindruck wurde noch stark erhöht durch künstlich zugeführte Windströmungen hinter den Wandteppichen, die diesen ein grausiges und unbehagliches Leben gaben.

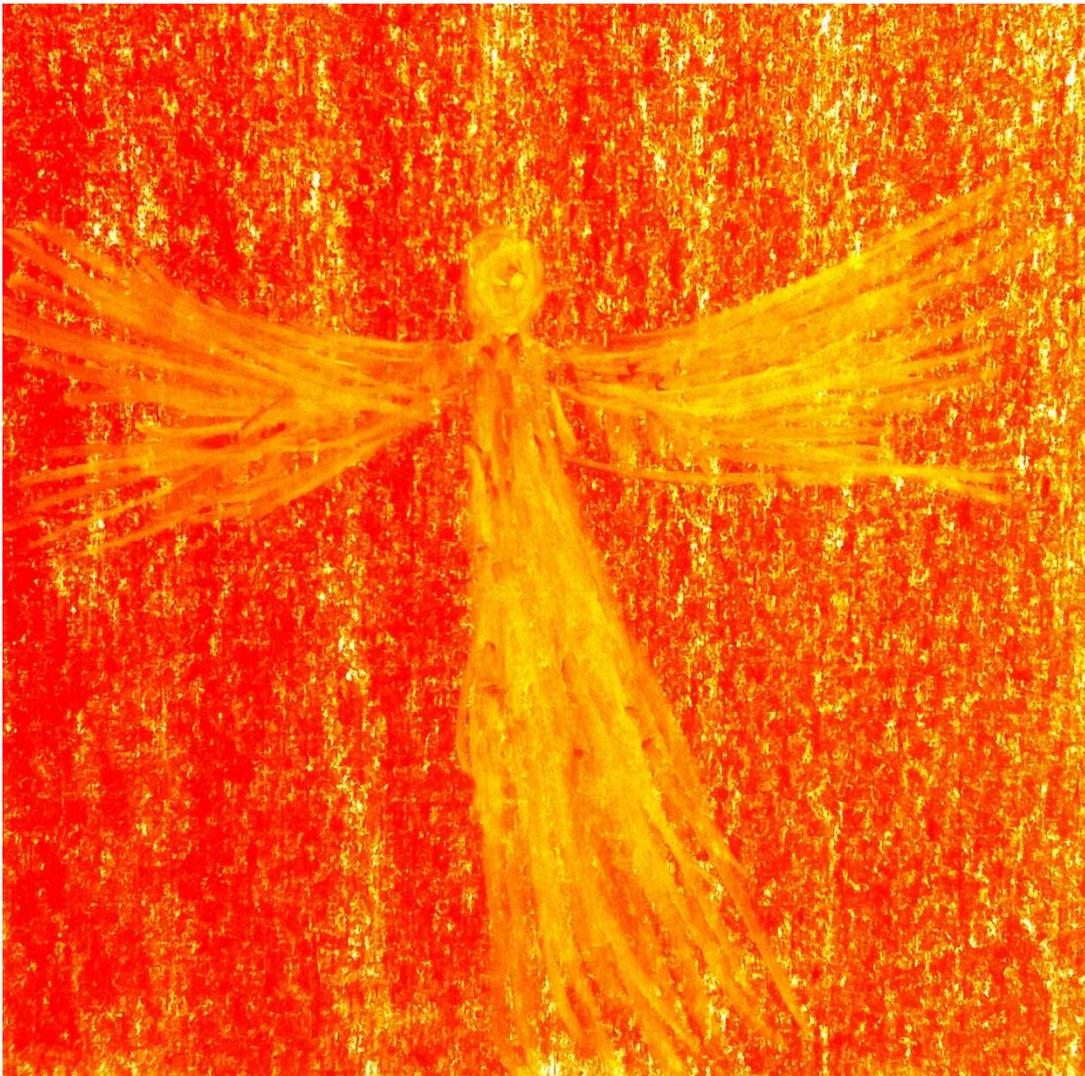
In solchen Zimmern und einem solchen Brautgemach verbrachte ich mit der Lady von Tremaine ohne große Störung die ungesegneten Stunden des ersten Monats unserer Ehe. Dass meine Frau sich vor den heftigen Ausbrüchen meines Temperaments fürchtete, dass sie mir auswich und mich wenig liebte, das bemerkte ich zwar bald, aber es war mir nur recht. Denn ich verabscheue sie mit einem mehr teuflischen als menschlichen Hass. Alle meine Gedanken wandten sich mit unendlicher Trauer nach Ligeia zurück, der Geliebten, Erhabenen, Schönen, Begrabenen. Ich schwelgte in den Erinnerungen an ihre Reinheit, ihre Weisheit, ihre hohe, himmlische Natur, ihre leidenschaftliche, anbetende Liebe. Jetzt erst brannte mein Geist in noch verzehrenderer Glut, als es ihre gewesen war. In der Erregtheit meiner Opiumträume (denn ich lebte jetzt ganz im Banne dieses Giftes) rief ich laut ihren Namen durch die Stille der Nacht oder am Tage durch verlassene Bergschluchten, als könnte ich mit meinem wilden Verlangen, mit meiner tiefen Leidenschaft und meiner brennenden Sehnsucht die Verstorbene wieder auf die Erde zurückrufen.

Im Anfang des zweiten Monats meiner Ehe wurde Lady Rowena von einer plötzlichen Krankheit ergriffen und konnte sich nur langsam wieder erholen. Das sie verzehrende Fieber bereitete ihr schwere Nächte, und in dem verwirrten Zustand des Halbschlummers sprach sie von Tönen und Bewegungen im Turmzimmer und in seiner Umgebung. Ich schrieb ihre Äußerungen ihrer kranken Phantasie und zum Teil auch dem gespenstigen Einfluss des Zimmers selber zu, bis sie sich schließlich erholte und dann gesundete. Aber schon nach kurzer Zeit warf sie ein zweiter und viel heftigerer Anfall wieder aufs Bett, und von da ab erholte sich ihre schon früher schwächliche Natur nie wieder ganz.

Ihr Zustand bekam bald einen beunruhigenden Charakter, besonders wegen der häufigen Rückfälle. Auch wussten die Ärzte weder was ihr fehlte, noch konnten sie ihr trotz aller Bemühungen helfen. Mit dem Fortschreiten ihrer Krankheit, die jetzt schon zu tief in ihrem Organismus Wurzel gefasst hatte, als dass ihr menschliche Kunst noch wirklich hätte helfen können, bemerkte ich ein gleichzeitiges Fortschreiten ihrer nervösen Erregbarkeit und eine durch die harmlosesten Kleinigkeiten hervorgebrachte Furcht. Sie sprach auch wieder, und diesmal häufiger und hartnäckiger von Tönen, von leisen Tönen, und von unerklärlichen Bewegungen hinter den Vorhängen, auf die sie schon früher angespielt hatte.

Eines Abends zu Beginn des Septembers wies sie nachdrücklicher als sonst auf diese unheimlichen Dinge hin. Sie war gerade aus einem unruhigen Schlummer erwacht, und ich hatte inzwischen in einem Gefühl, das zwischen Mitleid und Grauen schwankte, ihre verfallene Gestalt betrachtet. Ich saß neben ihrem Ebenholzbett auf einer der indischen Ottomanen. Sie hob sich etwas empor und sprach in ernstem, leisem Flüstern von Tönen, die sie in dem Augenblick hörte, und die ich nicht hören konnte, und von Bewegungen, die sie sah, die ich aber nicht bemerken konnte. Gerade jetzt sauste der Wind stürmisch hinter den Wandvorhängen, und ich wollte ihr zeigen (obgleich ich es selbst nicht völlig glaubte), dass diese fast unhörbaren Seufzer, die leisen Bewegungen der Gestalten an der Wand nur durch das natürliche Rauschen des Windes hervorgerufen seien. Aber eine tödliche Blässe, die jetzt ihr Gesicht überzog, zeigte mir, dass alle meine Versuche, sie zu beruhigen, nutzlos waren. Sie schien ohnmächtig zu werden, und niemand von der Dienerschaft war in der Nähe. Mir fiel ein, dass eine Karaffe leichten Weins, den die Ärzte ihr verordnet hatten, in der Nähe stand,

und beeilte mich, sie zu holen. Aber als ich unter das Licht des Weihrauchgefäßes trat, erregten zwei unheimliche Dinge meine Aufmerksamkeit. Ich empfand, dass ich einen fühlbaren, wenn auch nicht sichtbaren Gegenstand mit meinem Körper gestreift hatte, und dann sah ich auf dem goldenen Teppich gerade mitten in dem glänzenden Lichtkreis, den der Leuchter warf, einen Schatten – einen schwachen, kaum sichtbaren Schatten von der Form eines Engels –, der so dünn war, als ob ein Geist einen Schatten geworfen hätte.



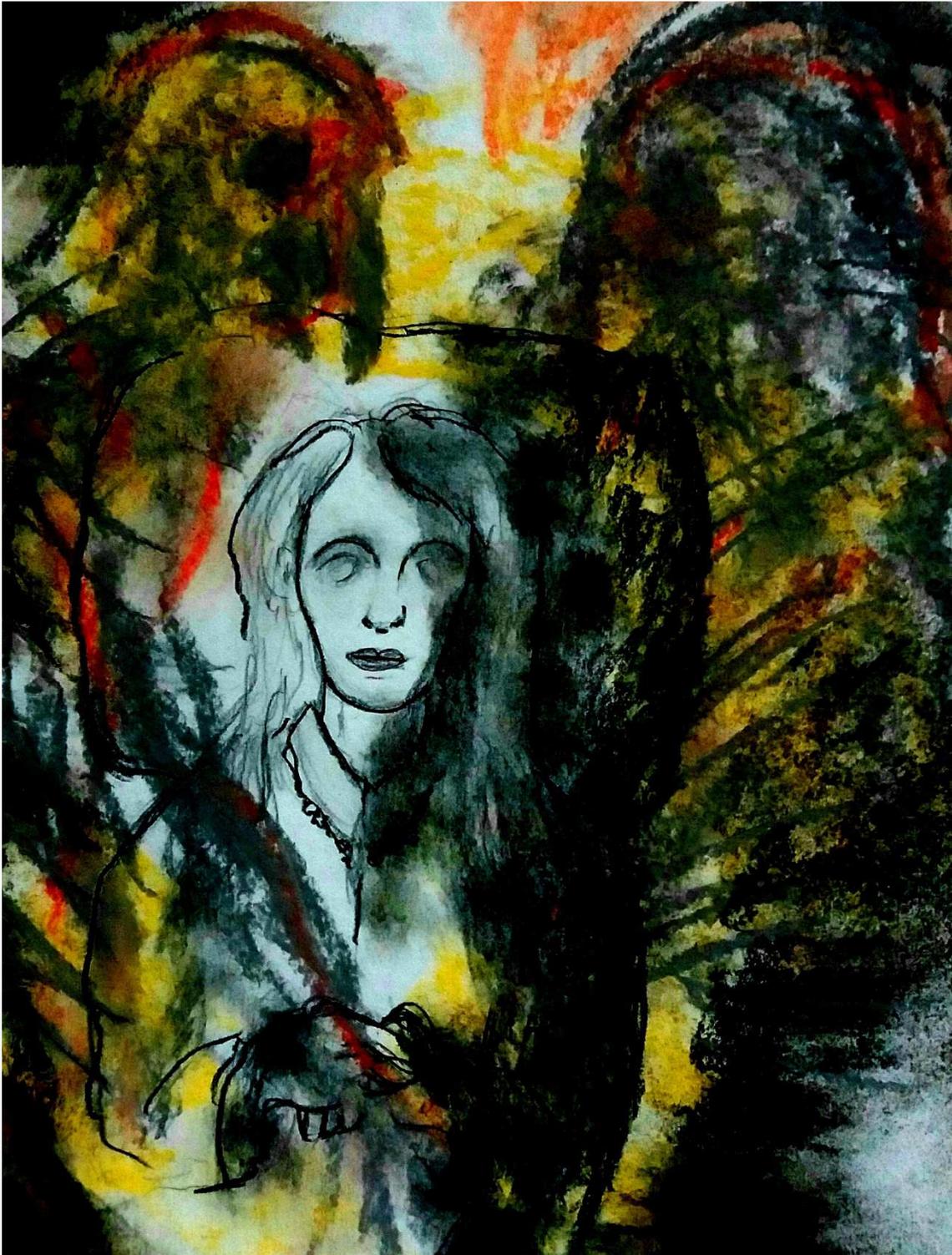
Aber ich hatte eine unmäßige Dosis Opium genossen, und in meiner Erregung machte ich mir nur wenig aus

diesen Dingen, auch sprach ich kein Wort davon zu Rowena.

Als ich den Wein gefunden hatte, trat ich wieder an das Bett und goss einen Pokal voll ein, den ich der halb bewusstlosen Lady an die Lippen hielt. Sie erholte sich ein klein wenig und nahm dann den Pokal selbst in die Hand, während ich mich auf die nächste Ottomane hinsinken ließ und Rowena betrachtete. In diesem Augenblick hörte ich deutlich einen Schritt auf dem Teppich und nahe an dem Bett, und eine Sekunde später, als Rowena den Wein an ihre Lippen hob, sah ich, oder träumte vielleicht es zu sehen, dass aus einer unsichtbaren Quelle in der Luft des Zimmers drei oder vier Tropfen einer leuchtenden, blutroten Flüssigkeit in den Pokal fielen. Wenn ich dies sah – Rowena sah es nicht. Sie trank den Wein ohne Bedenken, und ich hütete mich, ihr von Dingen zu sprechen, die doch nur Einbildungen meiner lebhaften Phantasie gewesen sein mussten, und die nur durch die Angst der Lady, das Opium und die späte Stunde so deutlich erschienen waren.

Aber ich darf es mir nicht verheimlichen, dass genau von dem Augenblick an, da die blutroten Tropfen in den Becher gefallen waren, der Zustand meiner Frau sich schnell verschlimmerte, so dass drei Tage später die Hände ihrer Dienerinnen sie zur Bestattung einkleideten, und ich in der vierten Nacht allein mit dem in Leinentüchern eingehüllten Körper in demselben phantastischen Zimmer saß, das sie einst als Braut empfangen hatte. Wahnsinnige Gestalten des Opiumrauschs flogen schattengleich vor mir auf. Mit unruhigem Blick starrte ich auf die Sarkophage in den Ecken des Raumes, auf die zuckenden Figuren in der Wandbekleidung und auf die sich schlängelnden Lichter

in dem Weihrauchkessel. Dann erinnerte ich mich der Begebenheit jener Nacht, da ich den seltsamen Schatten auf dem Boden gesehen hatte.

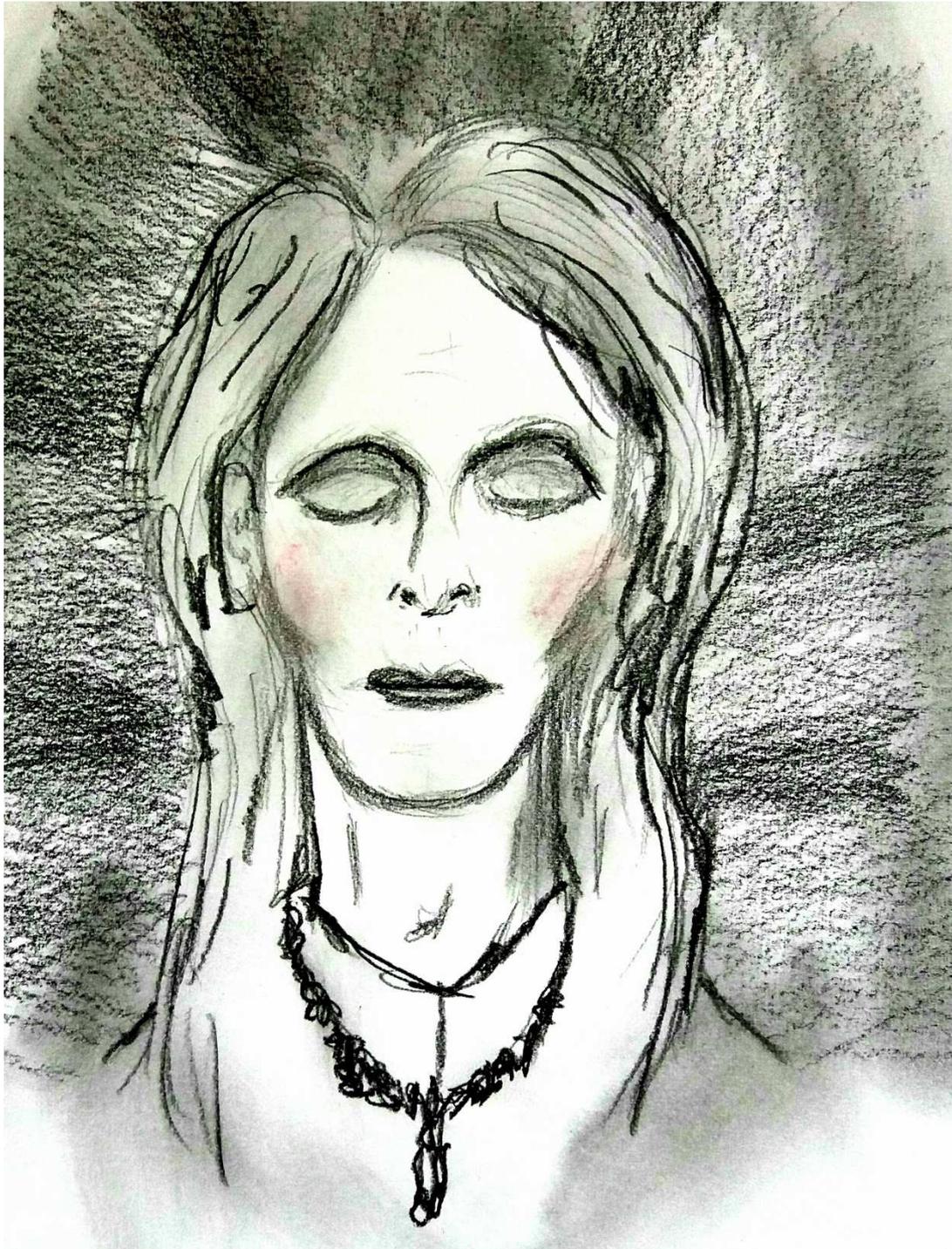


Aber als ich hinschaute und keine Spur davon bemerkte, atmete ich wieder freier und wagte es, meine

Blicke nach der bleichen, bewegungslosen Gestalt auf dem Bett zu lenken. Tausend Erinnerungen an Ligeia strömten dabei auf mich ein, und in mein Herz drang mit der stürmischen Gewalt einer Flut das ganze unaussprechliche Weh, mit dem ich Ligeia einst auf dem Totenbett gesehen hatte. Die Nacht ging weiter, und noch immer starrte ich mit schmerzlichen Gedanken an die einzig und über alles Geliebte auf den Leichnam Rowenas.

Es war vielleicht um Mitternacht, vielleicht auch früher oder später, denn ich achtete nicht auf die Zeit, als ein leises und zartes, aber deutlich hörbares Seufzen mich aus meinen Träumen emporschreckte. Ich fühlte, dass es von dem Ebenholzbett, von dem Totenbett gekommen war. Ich lauschte in einem Wahnsinn abergläubischer Angst, aber der Laut wiederholte sich nicht wieder. Mit angespanntem Blick versuchte ich irgendeine Veränderung in der Lage des Leichnams zu entdecken, aber es war nicht das Geringste zu bemerken. Und doch konnte es keine Täuschung gewesen sein. Ich hatte den Laut, so schwach er auch war, wirklich gehört, und bis in meine innerste Seele hinein war ich dadurch wach geworden. Entschlossen und zähe hielt ich meine Aufmerksamkeit auf den Leichnam gerichtet, aber viele Minuten verstrichen, ehe etwas geschah, was ein Licht auf das Geheimnis warf. Schließlich überzeugte ich mich jedoch, dass ein leichter, ein ganz schwacher und kaum bemerkbarer Hauch von Farbe auf den Wangen und an den eingesunkenen, feinen Adern der Augenlider sichtbar geworden war. Mit unendlicher Angst und mit einem Grauen, das in menschlicher Sprache überhaupt nicht auszudrücken ist, fühlte ich, wie mein Herz zu schlagen aufhörte, und wie meine Glieder, während ich da saß, langsam erstarrten. Aber eine Art Pflichtbewusstsein brachte mich endlich wieder

zu mir. Ich konnte nicht länger daran zweifeln, dass wir mit unseren Vorbereitungen zur Bestattung uns übereilt hatten, dass Rowena noch lebte.



Es war notwendig, dass sofort etwas geschah. Doch der Turm lag ganz entfernt von dem Teil des Gebäudes, wo die Dienerschaft schlief. Niemand davon befand sich in

der Nähe, und ich konnte sie nicht herbeirufen, ohne das Zimmer auf viele Minuten zu verlassen, was ich nicht zu tun wagte. So begann ich denn allein meine Bemühungen, das noch zögernde Leben zurückzurufen.

Aber in kurzer Zeit überzeugte ich mich, dass ein Rückfall eingetreten war. Das Rot auf den Augenlidern und Wangen verschwand und wich einer Blässe, die noch weißer war als Marmor. Die Lippen schrumpften noch mehr zusammen als früher und erstarrten in dem gespenstigen Ausdruck des Todes. Eine widerliche feuchte Kälte überzog die Oberfläche des Körpers, und die ganze Unbeweglichkeit der Muskeln war wieder da. Schaudernd ließ ich mich auf den Diwan zurücksinken, von dem ich so entsetzt aufgesprungen war, und gab mich wieder den leidenschaftlichen Träumen von Ligeia hin.

So verstrich eine Stunde, als ich zum zweiten Male ein leises Geräusch in der Gegend des Bettes hörte. In einem Übermaß von Angst lauschte ich. Und wieder kam das Geräusch, es war ein Seufzer. Als ich zur Leiche hineilte, sah ich – sah ich deutlich – ein Zittern auf den Lippen. Eine Minute später erschlafften sie und zeigten eine Reihe perlenweißer Zähne. Erstaunen versuchte jetzt Herr über das tiefe Grauen zu werden, das mich bisher allein erfüllt hatte. Ich fühlte, wie es mir dunkel vor den Augen wurde, wie sich mein Denken verwirrte, und nur mit äußerster Anstrengung gelang es mir, mich so weit zu stählen, dass ich mich auf meine Pflicht besann. Ein Hauch von Farbe war jetzt auf Stirn, Wangen und Hals sichtbar geworden, eine fühlbare Wärme durchzog den ganzen Körper, und selbst einen leisen Herzschlag konnte ich wahrnehmen. Die Lady lebte, und ich gab mich mit verdoppeltem Eifer daran, sie völlig zu erwecken. Ich rieb und badete die Schläfen und die Hände, ich tat alles, wozu mir Erfahrung und

meine nicht geringen medizinischen Studien rieten. Aber vergebens. Plötzlich verschwand die Farbe, der Pulsschlag setzte aus, die Lippen nahmen wieder den Ausdruck des Todes an, und einen Augenblick später zeigte der ganze Körper die eisige Kälte, die Leichenfarbe, die strenge Erstarrung und die eingesunkenen Züge, kurz alle abstoßenden Einzelheiten eines Toten, der schon seit Tagen im Grab gelegen hat.



Und wieder versank ich in meine Visionen von Ligeia – und wieder (noch jetzt, da ich das schreibe, ergreift mich ein Schauer) – wieder kam an mein Ohr aus der Gegend des Ebenholzbettes das leise Seufzen. Aber warum soll ich alle Einzelheiten dieser schrecklichen Nacht beschreiben? Warum soll ich berichten, wie sich immer wieder bis zur Stunde des Tagesgrauens dieses entsetzliche Drama des zum Leben Erwachens wiederholte? Wie dann jedes mal ein um so stärkeres Zurücksinken in den Tod folgte? Wie jede Phase von einer wahnsinnigen Veränderung im Aussehen des Körpers begleitet war? Nein, ich will mich beeilen, zum Ende zu kommen.

Der größere Teil der entsetzlichen Nacht war vorüber, und sie, die vorher Totgewesene, erbebt wieder einmal, und diesmal stärker als zuvor, um sich aus ihrer Erstarrung zu erheben. Ich hatte lange aufgehört, mich abzumühen oder mich auch nur zu rühren, ich blieb steif auf der Ottomane sitzen, hilflos einem Wirbel von wilden Gefühlen preisgegeben, unter denen das äußerste Grauen vielleicht das am wenigsten schreckliche und aufreibende war. Der Körper, wiederhole ich, erbebt, und diesmal stärker als zuvor. Die Farbe des Lebens strömte mit ungewöhnlicher Kraft in das Gesicht, die Glieder erwachten aus ihrer Erstarrung, und nur die Augenlider waren schwer herabgedrückt, und die Grabtücher gaben der ganzen Gestalt das Aussehen einer Leiche. Sonst aber hätte ich mir einbilden können, Lady Rowena habe gänzlich die Fesseln des Todes abgestreift. Aber wenn mir noch ein leiser Zweifel geblieben war, so verschwand er sofort, als sie sich vom Bett erhob und mit leisen, schwankenden Schritten und geschlossenen Augen, wie von einem Traum befangen, körperlich und fühlbar in die Mitte des Zimmers trat.



Ich zitterte nicht – ich bewegte mich nicht –, denn ein Gewirr von unsagbaren Phantasien durchströmte mich, als ich das Gesicht, die Größe und die Bewegungen dieser Figur sah, und lähmte mich, als sei ich zu Stein

geworden. Immerzu starrte ich auf die Erscheinung. Meine Gedanken befanden sich in wahnsinniger Verwirrung, in einem nicht zu beschwichtigenden Aufruhr. Konnte das wirklich die lebende Rowena sein, die da vor mir stand? Konnte es überhaupt Rowena sein – die blondhaarige, blauäugige Lady Rowena Trewanion von Tremaine? Aber warum, warum zweifelte ich daran? Ja, dieser Mund und die jetzt geröteten Wangen und das Kinn mit dem Grübchen – es hätte das Gesicht der lebenden Lady von Tremaine sein können – aber war sie denn größer geworden seit ihrer Krankheit? Welch ein unaussprechlicher Wahnsinn flüsterte mir gerade diesen Gedanken ein? Mit einem Sprung hatte ich ihre Füße erreicht. Indem sie vor meiner Berührung zurückwich, ließ sie von ihrem Kopf die geisterhaften Tücher fallen, die ihn einhüllten, und nun strömten in das funkelnde Licht, das das Zimmer erfüllte, schwere Massen eines langen, aufgelösten Haares. Dieses Haar war schwärzer als die Schwingen der Mitternacht! Und dann öffnete die Figur, die vor mir stand, langsam ihre Augen. »Jetzt endlich«, schrie ich mit lauter Stimme, »kann ich nicht länger im Zweifel sein. Dies sind die großen, schwarzen und strahlenden Augen meiner verlorenen Liebe – sind die Augen der Lady – der Lady Ligeia!«





Über den Autor:

Edgar Allan Poe (* 19. Januar 1809 in Boston, Massachusetts, USA; † 7. Oktober 1849 in Baltimore, Maryland) war ein USamerikanischer Schriftsteller. Er prägte entscheidend die Gattung der Kurzgeschichte sowie die Genres der Kriminalliteratur, der Horror- bzw. Schauerliteratur. Einzelne Erzählungen haben spätere Autoren der Science-Fiction wie Jules Verne beeinflusst. Seine Poesie, in Europa rezipiert von Charles Baudelaire, wurde zum Fundament des Symbolismus und damit der modernen Dichtung. Poe wurde am 19.01.1809 in Boston als Sohn von Schauspielern geboren. Er verwaiste schon als Zweijähriger. 1826 begann er ein Studium an der University of Virginia. 1827 kam er zum Militärdienst, von dem er 1831 entlassen wurde. 1838 heiratete er seine Cousine Virginia Clemm, die 1847 starb und ihn hilflos zurückließ. Poe lebte in bitterer Armut und starb am 07.10.1849 in Baltimore unter nicht geklärten Umständen.

Werke u.a.

- 1838 Die Abenteuer Gordon Pym's
- 1841 Der Doppelmord in der Rue Morgue
- 1832-1839 Phantastische Erzählungen

Bastian Clevé, Münsinger Weg 3, 71686 Remseck,
www.bastiancleve.com, bastian.cleve@gmx.de 0176 51690715